the
university of
connecticut
libraries

hbl, stx DD 424.9.S45
Erinnerungen aus meinem Leben.
3 9153 00501867 8

DD/424/.9/S45

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
Boston Library Consortium Member Libraries

http://www.archive.org/details/erinnerungenausm00sehe

Erinnerungen
aus meinem Leben.

Von

Arthur Graf Seherr-Thoss.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1881.

DD
424
.9
S45

Alle Rechte vorbehalten.

I.

Indem ich daran gehe einige Erinnerungen aus meinem Leben niederzuschreiben, leitet mich dabei einerseits die Absicht, meiner Familie einst ein wahrheitsgetreues Bild von Demjenigen zu hinterlassen, der ihr unwollentlich manchen Schrecken und Sorge bereitete, und andererseits der Gedanke, daß einige dieser Aufzeichnungen — ich meine jene, welche auf politische Vorgänge Bezug haben — auch weiteren Kreisen Interesse zu bieten vermögen, als kleine Beiträge zur Geschichte unserer Zeit.

Bei manchen Menschen gleicht der Gang durch's Leben einer Digestions-Promenade; ihr Leben fließt ruhig dahin, ohne Erschütterungen, ohne Sorgen noch Abwechselung. Mir ward das Glück eines solchen Schäferlebens nicht zu Theil. In meiner bescheidenen Lebenslaufbahn war Alles unregel-

mäßig, Vieles ungewöhnlich. Die Scenerie verwandelte sich oft so plötzlich, wie auf den Brettern, die die Welt bedeuten. Dem Anscheine nach bestimmt zum Erben eines bedeutenden Vermögens, von Geburt aus ausgestattet mit einer friedliebenden, contemplativen, wenn auch der Energie nicht ermangelnden Natur, erzogen in liberal-conservativen, allen Extremen abholden Grundsätzen, und, ohne andern Ehrgeiz als den, unter allen Umständen correct und ehrenhaft zu handeln — gestaltete sich mein Lebenslauf dennoch zu einer fortlaufenden Kette von Kämpfen auf politischem, socialem und materiellem Gebiete. Durch einen Irrthum der Gerichte verlor ich das Erbe, politische Pflichttreue trug mir ein Todesurtheil ein. Der sogenannte „Zufall" spielte in meinen Erlebnissen eine große Rolle. Ich nenne es Bestimmung, Verkettung der Umstände. Le hazard est un mot dont l'ignorant se sert, pour expliquer des faits où sa raison se perd. Gehen wir zur Erzählung über.

Es war eines der größten Grundvermögen der preußischen Monarchie, das mir zufolge der testamentarischen Bestimmungen meines Großvaters

hätte zufallen sollen. Wie erwähnt, ging ich desselben durch einen error justitiae verlustig, indem das Oberlandesgericht zu Brieg in Schlesien, dem Testamente und den Gesetzen entgegen, meinem Vater die (anfänglich versagte) freie Disposition über die zuerst an ihn gekommenen Güter einräumte. Mein guter Vater, dem Drucke der Zeit nachgebend, und die an sich selbst erfahrenen Vexationen von Vormundschaftsgerichten für seine zwei Söhne fürchtend, verkaufte die eine Herrschaft und ordnete testamentarisch an, daß die andere binnen einem Jahre nach seinem Tode — ich war 17 Jahre alt, als er starb — ebenfalls verkauft werden müsse. So kamen die beiden Herrschaften um Spottpreise in den Besitz der Herzöge von Ratibor und Ujest, deren werthvollsten Besitztheil sie heute bilden.

In die preußische Armee getreten und Officier geworden, litt es mich hier nicht lange. Der Verdruß über das entgangene Erbe, der „Zufall" einer zum Besuche von Bekannten unternommenen Reise, die mich auch durch Pannoniens grüne Berge führte, gaben bald meinem Lebenslaufe eine gänzlich ver-

änderte Richtung. Entzückt von der goldenen Sonne Ungarns, von der Schönheit seiner Frauen, von der kordialen Biederkeit der Männer und von der Gastfreundschaft, der man überall begegnet, beschloß ich ohne Zaudern das Land der Arpaden zu meiner künftigen Heimath zu machen. Noch nicht 20 Jahre alt, kaufte ich im Herbst 1839 einen Besitz im Zempliner Comitate, dem „Comitat der Andrássy's", und schied im nächsten Frühjahr aus der preußischen Armee und dem preußischen Staatsverbande aus.

Das gesellschaftliche Leben in Ungarn bot wirklich einen ganz eigenthümlichen Reiz durch die Zwanglosigkeit und Kordialität desselben. Die allgemeine, wenn auch bescheidene Wohlhabenheit, verbunden mit Einfachheit der Sitten, gestatteten Jedermann weitgehende Gastfreundschaft zu üben. Man kann ohne Uebertreibung sagen: Jeder lebte einfach, froh und zufrieden. Darum sagte der Ungar: Extra Hungariam non est vita, et si est vita, non est ita. Die feudale Ständeordnung stand zwar, wie auch in Oesterreich, noch aufrecht, doch die Sitte, die im Großen und Ganzen liberale

Auslegung der Gesetze milderte bedeutend die Schroffheiten des überkommenen Systems. Die liberale Partei, der auch ich mich angeschlossen hatte, machte unter Führung des großen Széchényi alle Anstrengungen, um die politischen, socialen und wirthschaftlichen Zustände Ungarns auf das Niveau europäischer Civilisation und Cultur zu bringen. Schon in der ersten Hälfte des fünften Decenniums wurde das Vorrecht des Adels auf den Besitz adeliger Güter und seine ausschließliche Befähigung zur Bekleidung von Aemtern, ohne Restrictionen abgeschafft. Der Adel bot der Krone wiederholt an, Steuern zahlen zu wollen, freilich mit der weisen und natürlichen Bedingung, daß dies Steuererträgniß nicht in die Cassen von Oesterreich oder des Hofes fließe, sondern dem ungarischen Vaterlande zu Gute komme. Wahrlich! Würde Ungarn sich schon damals jener constitutionellen Regierungsweise von Seiten der Dynastie zu erfreuen gehabt haben, wie sie König Franz Josef heute loyal ausübt, dieses Land hätte zu den glücklichsten und gesegnetsten der Welt gezählt. Die nöthigen Reformen würden rechtzeitig durchgeführt worden sein,

der politische Sturm von 1848 hätte Ungarn so wenig berührt, wie das freie England.

Während der acht Jahre von 1840 bis 1848 verlebte ich die Sommerzeiten auf dem Lande, mich mit der Hebung der Land- und Forstwirthschaft meiner Güter beschäftigend. Auf einer Fahrt von Debreczin nach Nyiregyházá war ich Zeuge einer seltenen Naturerscheinung. Es war an einem schönen Sommerabend, zur Zeit der untergehenden Sonne, als mein Vierergespann über die weite Puszta ohne recht erkennbaren Weg dahinjagte. Plötzlich höre ich in den Lüften über mir ein Gesumme, das von Augenblick zu Augenblick stärker wird, so daß auch mein Husar und der Kutscher die Augen nach oben richteten. Ehe noch 20 oder 25 Secunden vergangen waren, hörten wir einen dröhnenden Schlag, und sahen etwa 60 Meter neben uns eine starke Staubwolke aufwirbeln. Ich stieg vom Wagen, mir den Ort wo der Meteorstein niedergefallen war, anzusehen. Es mußte ein sehr großer Stein gewesen sein, denn das Loch das er geschlagen, hatte beiläufig drei Fuß Tiefe, und von einem Rand zum andern wol fünf Fuß Durchmesser. Wären Menschen in der

Weihnachten 1883.

Verzeichniß

der

Miniatur-Ausgaben

aus dem Verlage

von

Gebrüder Paetel in Berlin

in eleganten

Original-Einbänden mit Goldschnitt

à 3 Mark,

welche sich vorzüglich zu

Fest- und Gelegenheits-Geschenken

eignen und durch alle

Buchhandlungen des In- und Auslandes,

sowie von der Verlagsbuchhandlung

Gebrüder Paetel in Berlin W.,

Lützowstraße 7,

direkt zu beziehen sind.

Die Irrlichter. Von Marie Petersen, Verfasserin der „Prinzessin Ilse". 38. Auflage.

Was sich der Wald erzählt. Ein Märchenstrauß von Gustav zu Putlitz. 43. Auflage.

Immensee. Von Theodor Storm. 25. Auflage.

Wellenträume. Von Villamaria.

Zwei Weihnachtsidyllen. Von Theodor Storm. 2. Auflage.

Die braune Erica. Novelle von Wilhelm Jensen. 3. Auflage.

Wann das Heimweh kommt. Drei Novellen von Hugo Gaedcke, Verfasser des „Bilderbuch eines armen Studenten". 3. Auflage.

„Eekenhof". — „Im Krauerhause". Zwei Novellen von Theodor Storm.

Späte Heimkehr. Novelle von Wilhelm Jensen. 2. Auflage.

Eva. Novelle von Marie Giese. 2. Auflage.

König René's Tochter. Lyrisches Drama von Henrik Hertz. Aus dem Dänischen unter Mitwirkung des Verfassers von Fr. Bresemann. 9. Auflage.

Geschichten aus der Tonne. Von Theodor Storm. 2. Auflage.

Vergißmeinnicht. Eine Arabeske von Gustav zu Putlitz. 16. Auflage.

Prinzessin Ilse. Ein Märchen aus dem Harzgebirge von Marie Petersen. 22. Auflage.

Schweigen. Von Theodor Storm.

Im Schloß. Von Theodor Storm. 2. Auflage.

nit Goldschnitt à 3 Mark.

Westwardhome. Novelle von Wilhelm Jensen. 2. Auflage.

Byron's Manfred. Erklärt und übersetzt von L. Freytag.

Das Bilderbuch eines armen Studenten. 2. vermehrte Auflage.

Im Pfarrdorf. Novelle von Wilhelm Jensen. 3. Auflage.

Zwei Jubilarinnen. Von Friedrich Bücker. Mit 2 Illustrationen von A. Schaal.

Carsten Curator. Von Theodor Storm.

Trimhorn & Co. Eine Weihnachts- und Sylvester-Erzählung von Wilhelm Jensen.

Höher als die Kirche. Eine Erzählung aus alter Zeit von Wilhelmine von Hillern, geb. Birch. 2. Auflage.

Walpurgis. Von Gustav zu Putlitz. 5. Auflage.

Hinzelmeier. Eine nachdenkliche Geschichte von Theod. Storm. 2. Auflage.

In St. Jürgen. Von Th. Storm. 2. Auflage.

Im Sonnenschein. Drei Sommergeschichten von Theodor Storm. 7. Auflage.

Rohana. Ein Liebesleben in der Wildniß. Von Adolf Strodtmann. 2. Auflage.

Drei Novellen von Theodor Storm. 2. Auflage.

Ernste Stunden. Andachtsbuch für Frauen von einer Frau. 7. Auflage.

Zur „Wald- und Wasserfreude". Von Theodor Storm.

Aus Lübeck's alten Tagen. Novelle von Wilhelm Jensen. 2. Auflage.

Paetel in Berlin.

Ein grünes Blatt. Zwei Novellen von Theodor Storm. 4. Auflage.

Luana. Von Gustav zu Putlitz. 3. Auflage.

Von Jenseits des Meeres. Novelle von Theodor Storm. 2. Auflage.

Renate. Von Theodor Storm.

In der Sommermondnacht. Novellen von Th. Storm. 4. Auflage.

Die Söhne des Senators Von Th. Storm.

Gedichte von Wilhelm Jensen. Neue Ausgabe.

Der Herr Etatsrath. Von Theodor Storm.

Magister Thimotheus. Novelle von W. Jensen. 2. Auflage.

Haus und Heinz Kirch. Von Theod. Storm.

Ferner in gleich eleganter Ausstattung
zu beibemerkten Preisen:

Am Theetisch einer schönen Frau. Erinnerungen an den Kaiser Alexander I. von Elise Polko. 4 Mark.

Lieder und Gedichte von Julius Rodenberg. 5. Auflage. 6 Mark.

Aquis submersus. Novelle von Theodor Storm. Mit einem Titelbilde von Paul Meyerheim. 4 Mark.

Gedichte von Theodor Storm. 6. vermehrte Auflage. 5 Mark.

Zerstreute Kapitel. Von Theodor Storm. 2. Auflage. 4 Mark.

Buchdr. der „Volks-Zeitung", Akt.-Ges. in Berlin.

Nähe gewesen, so hätte ich versucht den Meteorstein ausgraben zu lassen, doch darauf mußte ich leider verzichten. Die Winter brachte ich meist in Pest, Preßburg oder Wien zu, wo ich bald mit der gesammten Gesellschaft bekannt war. Es fehlte mir in dieser Zeitperiode nicht an Erlebnissen, geeignet um starke Nerven auf die Probe zu stellen. Ich will hier nur Eines derselben, als von allgemeinerem Interesse, erzählen.

Im Februar 1846 war ich zum Abschluß eines Pachtvertrages von Wien nach Hause gekommen; von hier aus beabsichtigte ich den berühmten Pferdemarkt in Mosciśko — zwischen Tarnow und Krakau gelegen — zu besuchen. Auf dem kaiserlich königlichen Grenzzollamt — damals bestand noch die Zolllinie zwischen Ungarn und Oesterreich — warnte man mich vor dem Uebertritt nach Galizien, weil, sagte man, dort in den nächsten Tagen eine Revolution ausbrechen werde. Ich nahm die Mittheilung für einen schlechten Scherz; es schien mir nicht denkbar, daß man in einem kleinen Grenzzollamt sollte besser unterrichtet sein als in den höchsten Kreisen Wiens. Ich hatte in Wien,

im Cavaliercasino oder in den Salons der Gesellschaft oft über Staatsangelegenheiten sprechen hören, aber nie ein Wort über die Besorgniß vor Unruhen in Galizien. Genug, ich trat die Reise an, ließ meine eigenen Pferde in Dukla zurück, nahm dort am 18. Februar Extrapost vor den Schlitten, und kam am 19. Februar um 9 Uhr Morgens in dem Städtchen Pilsno an. Die Landstraße führt über den großen Hauptplatz; dort waren 500 bis 600 Bauern versammelt, sämmtlich mit Piken, Sensen, Heugabeln oder Dreschflegeln bewaffnet. Mich der Warnung des Grenzbeamten erinnernd, beschlich mich ein unheimliches Gefühl. Doch — es war zu spät! Ein Dutzend Bauern hielten meinen Schlitten an. Ausgestiegen, fragte ich die Leute, was sie wollten? Ich erhielt keine Antwort, nur Flüche, gemischt mit drohenden Geberden. Es mochte mein Glück sein, daß ich kein reines Polnisch, sondern mehr ein ruthenisches Idiom spreche. Dieser Umstand machte wol die Bauern vermuthen, daß ich kein Pole sei, und damit waren einige Minuten Zeit gewonnen. Die Gemüther erhitzten sich nichtsdestoweniger. „Schlagen wir den Hund

todt," erscholl es auf einmal von mehreren Seiten. Schon waren die Dreschflegel der Kerle gehoben, die Heugabeln gesenkt, als ein kräftiges „Halt!" von rückwärts ertönt, ein Mann mit starkem Arm die Menge theilt. Der Mann, statt des üblichen Pelzes mit einem alten Soldatenkittel angethan und einen Säbel in der Faust, der ebenso wie sein Rock von frischem Blute triefte, trat vor mich, und frug, zugleich mit dem Säbel salutirend: „Wer bist Du, Herr?" Von der Antwort auf diese Frage, von der augenblicklichen, ohne Besinnen abgegebenen Antwort, hing offenbar Tod und Leben ab. Doch, was sollte ich sagen? Ich wußte nicht gegen wen der Aufstand gerichtet war, ob für oder gegen die Regierung? gegen den Adel? oder sonst Wen? Auch führte ich, wie immer auf Reisen, einen Säbel — der schon in den Händen der Bauern war — und zwei Pistolen bei mir; mein Diener war, nach ungarischer Sitte, in Husarenuniform gekleidet. Sollte ich sagen, ich bin Ungar? Gutsbesitzer? Cavalier? jede dieser Antworten hätte mich der Volkswuth Preis gegeben. „Ich bin Officier," donnerte ich ihm entgegen.

„Wehe Euch, wenn Ihr Euch an mir vergreifet!“ „Sprichst Du wahr, Herr?“ frug der Mann zurück. „Du bist ein Dummkopf,“ ripostirte ich, „wenn Du mir nicht ansiehst, daß ich Officier bin; ich, ich erkenne in Dir sofort den alten Soldaten.“ „Und wer ist jener andere Herr?“ frug der Mann. „Dummkopf,“ wiederholte ich, „siehest Du nicht, daß das kein Herr ist, sondern mein Privatdiener?“ — „Der Herr passirt,“ commandirte der Soldat, und ich kam unbehindert nach dem auf demselben Marktplatz belegenen Wirthshaus. Hier erfuhr ich, daß der Aufstand in der Nacht mit der Ermordung des Bürgermeisters begonnen hatte, daß die Bauern die Landschlösser in der Umgegend anzündeten, und daß sie behaupteten, auf Befehl der Regierung so zu handeln, die ihnen den Besitz der Adligen schenken würde. In der Hoffnung meinen Säbel wieder zu bekommen, ging ich auf den Marktplatz hinaus, wo ich Zeuge scheußlicher Blutthaten wurde. Ein Graf Stadniczki, dann ein Landedelmann dessen Name mir entfallen, und ein harmloser Gutspächter, waren die Opfer. Tief empört über die Dinge, die ich mit ansehen mußte

ohne helfen zu können, verlangte ich schleunig Postpferde nach Tarnow, die mir der ängstliche Postmeister, der mehr um seine Pferde als um mich besorgt war, nach einigem Zögern bewilligte.

In Pilsno hatte mich ein bischen Geistesgegenwart gerettet. Ich war der Scylla entgangen, um in die Charybdis zu gerathen. Bei meiner Ankunft in Tarnow ging ich sogleich zum Bezirkshauptmann, einem Herrn Breindl, ihm Mittheilung von den Vorfällen in Pilsno zu machen. Er äußerte sein Bedauern darüber, erklärte aber nicht helfen zu können.

Bekanntlich klagt die Zeitgeschichte den Staatskanzler Metternich an, die Jacquerie vom 19. Februar 1846 arrangirt zu haben, um einem beabsichtigt gewesenen polnischen Adelsaufstande zuvorzukommen, und dem galizischen Adel eine Lection zu ertheilen, die geeignet wäre ihm für geraume Zeit die Luft zu polnisch-patriotischen Bestrebungen zu benehmen. Ob diese Anklage begründet ist, habe ich nicht zu untersuchen. Immerhin war ich Augen- und Ohrenzeuge von zwei Thatsachen, deren Bedeutsamkeit Niemandem entgehen kann. Es ist

Factum, daß den kaiserlichen Beamten in Galizien der Tag genau bekannt war, an welchem die „Revolution“ ausbrechen sollte, ohne daß irgend welche Vorkehrungen, ihr vorzubeugen, bemerkbar gewesen wären. Es ist ferner Factum, daß, als ich mich am 19. Februar Nachmittags auf der Bezirkshauptmannschaft befand, die Bauern der Umgegend, die dorthin die gefangenen oder todten Edelleute brachten, vor meinen Augen Geld für die abgelieferten Gefangenen und Todten gezahlt erhielten. Zur Steuer der Wahrheit muß ich hinzufügen, daß den Bauern eingeschärft wurde Niemanden zu tödten, sondern sich mit der Gefangennehmung der Grundherren zu begnügen. Diese platonischen Exhortationen an ein verthiertes Volk, dessen schlimmste Triebe, der Haß und die Habgier, bestialisch entfesselt waren, blieben natürlich ohne Erfolg. In den nächsten Tagen brachte man Gefangene, Verwundete und Todte, ganze Wagen voll zur Stadt. — Die Reise nach Moscisco mußte ich selbstverständlich aufgeben. Feldmarschall-Lieutenant Legedics hatte mir eine militärische Escorte zur Heimreise versprochen; doch dauerte es fünf Tage, ehe ich die-

selbe erhalten konnte. Indessen wurde eine Art Mißverständniß zur Ursache eines heftigen Auftrittes zwischen mir und dem Oberstlieutenant B. von S.; ich forderte denselben, und sah mich schließlich genöthigt, die Herausforderung auf das ganze Officiercorps des Regiments Kaiser-Chevauxleger, das sich mit ihm solidarisch erklärte, auszudehnen. Da der Kriegszustand in Tarnow proclamirt war, verweigerte der Oberst, Herr von Moltke, die Erlaubniß zur sofortigen Austragung der Angelegenheit. Es wurde vereinbart, daß das Duell oder vielmehr die Duelle, nach Aufhebung des Kriegszustandes, von welcher man mich benachrichtigen würde, an einem sodann zu wählenden Orte stattfinden sollten. Massen-Duelle waren in jener Zeit gewissermaßen Mode. Für den Einzelnen, der Vielen gegenüberstand, konnte der Endausgang nicht zweifelhaft sein. Die Chance für mich, mit dem Leben davonzukommen — die Forderung lautete auf Pistolen — war gleich Null. Es kam dennoch anders. Eine Viertelstunde vor meiner Abreise, als ich eben den Speisesaal des Hôtels de Cracovie verlassen wollte, gab mir zu meiner nicht

geringen Ueberraschung das dort versammelte Officiercorps des vorgenannten Reiterregiments, durch den Mund des Oberstlieutenants B. von S. eine Erklärung ab, welche den Gang mit den Waffen gegenstandslos machte. Ich muß hier einige Worte zur Aufklärung dieses seltsamen Vorganges sagen, der sonst unverständlich wäre. In der Stadt war das Gerücht verbreitet gewesen, es wären 30,000 Bauern im Anzug, um in Tarnow alle Edelleute — hierunter war überhaupt ein Jeder verstanden, der einen Rock statt eines Bauernpelzes trug — und alle Juden zu erschlagen. Militär war nicht genug vorhanden, um einer solchen Uebermacht eventuell zu widerstehen. Der brave Oberst Moltke, der mich schon seit Jahren kannte, gab mir den Rath eine Officiersmütze aufzusetzen, was mich vielleicht vor der Wuth der Bauern schützen könne. Gesagt, gethan. Mein Diener brachte mir vom Regimentsschneider die Officierkappe. Dies hatte aber nicht den Beifall der Herren Cavallerie-Officiere, die übrigens nicht wußten, daß mir dieses Auskunftsmittel von ihrem Obersten angerathen worden war. Meinerseits zu stolz, um mich hinter die Erlaubniß

des Obersten zu bergen, acceptirte ich die Verantwortung für meine Handlungsweise. Ich weiß es nicht, aber ich vermuthe, daß der ehrenwerthe Oberst Moltke seinen Officieren von dem wahren Hergang Kenntniß gab, und sie hierdurch zu der spontanen Abgabe der Erklärung veranlaßt hatte. Das Rechtsgefühl der Officiere hatte über ein falsch aufgefaßtes point d'honneur den Sieg davon getragen.

Im Februar des folgenschweren Jahres 1848 befand ich mich in Preßburg, wo der Reichstag versammelt war. Die Wogen der parlamentarischen Kämpfe gingen hoch, aber heiter vergnügte sich die Gesellschaft mit Tanz und Spiel. Eines Abends hatten wir uns, wie auch sonst öfter, zu einer Partie Baccara im Magnaten-Casino zusammengefunden: Graf Ludwig Batthyányi, Graf Karl Leiningen — diesen hatte ich einige Jahre frührer im Duell verwundet, worauf wir sehr befreundet wurden — ich, und noch einige Andere. Die Partie dauerte bis gegen 6 Uhr Morgens, die letzte, die wir zusammen gemacht haben. Am selben Tage traf die Nachricht von der Pariser Revolution ein, und machte Spiel und Tanz ein Ende.

Allgemeine Aufregung bemächtigte sich der Gemüther; es war als fühle ein Jeder das Nahen eines großen Sturmes, von dem Keiner ahnen konnte, welche Wirkungen er hervorbringen, welche Opfer er kosten würde. Noch einige Wochen — und die neue Zeit war auch für uns angebrochen!

In Ungarn war es der Adel, in Oesterreich das Bürgerthum, welche die Bewegung leiteten, machten. Das für Ungarn zunächst tiefgreifendste, materiell und politisch einschneidendste Gesetz, war das über die Aufhebung der Unterthanenschaft und sofortige Befreiung der Bauern von allen Frohnden und Giebigkeiten. Niemand in und außerhalb des Reichstags verhehlte sich die ungeheure Tragweite dieses Gesetzes, das den gesammten grundbesitzenden Adel in seiner materiellen Existenz schwer bedrohte. In der That! Welchen Werth konnte man dem grundherrlichen Bodenbesitz fortan beimessen, in einem dünn bevölkerten Lande, in welchem Arbeitskräfte für Geld nicht zu finden waren, wo es überdies an Baarcapitalien fast gänzlich fehlte, und wo ein diesen Mangel ersetzendes Creditsystem zu den unbekannten Dingen gehörte? Dasselbe Gesetz ver-

sprach allerdings den bisherigen Grundherren eine im Schätzungswege zu ermittelnde Geldentschädigung von Staatswegen; doch wer vermochte im Augenblick zu wissen, ob und wann die Zahlung wirklich erfolgen würde? Wie lebhaft die Befürchtungen in dieser Beziehung waren, das bekundet eine Scene, welche zwischen Graf Anton Szápáry und dem Führer der liberalen Partei, Louis Batthyányi, statt hatte. „Wenn die Entschädigung uns nicht bezahlt wird," sagt der Erstere zum Andern „so erschieße ich Dich." „Das hast Du nicht nöthig," erwiderte Batthyányi, „denn dann thue ich es selbst."

Ich übergehe die bekannten politischen Vorgänge des März und April in Preßburg und Wien. Anfang Mai kehrte ich nach Hause zurück, bis Tisza-Dob mit Graf Aládár Andrássy, in der damals landesüblichen Weise mit sogenannten Eilbauerpferden reisend. Zu Hause angekommen, berief ich die Bauern meiner Dörfer, gab ihnen Kenntniß von dem neuen, ihnen schon gerüchtweise bekannten Gesetz, das binnen Kurzem publicirt werden würde, und erklärte sie schon von diesem Tage an für frei, ihnen dabei den Wunsch aussprechend, daß wir,

auch nachdem ich aufgehört habe ihr Herr zu sein, gute Nachbarschaft halten wollten. Die Bauern versprachen es, und hielten Wort auch darüber hinaus; freiwillig und vollzählig kamen sie an jedem Montag des ganzen Jahres 1848, trotz meiner wiederholten Ablehnung, zur herrschaftlichen Arbeit, ein Factum, von dem mir nur ein zweites Beispiel im Lande bekannt ist.

Die Situation war dennoch eine sehr ernste. Meine Landwirthschaft war an vier Pächter verpachtet, denen ich den Roboth und den Zehnten der Bauern nicht mehr geben, mithin die Pachtverträge nicht einhalten konnte. Ein panischer Schrecken hatte die Pächter ergriffen; sie bestanden auf unmittelbarer Auflösung der Pacht und Rückzahlung der Cautionen. Ich mußte ihnen willfahren; als Aequivalent für die Cautionen behielten sie den Viehstand und den Kupferwerth der beiden Dampfbrennereien. Welch bizarrer „Zufall"! oder vielmehr, welche fatale Verkettung von Umständen! Bei einem Volksauflauf in Paris fällt „zufällig" ein Schuß, kostet Louis Philipp den Thron und entfesselt einen Sturm über Europa, dessen Wirkungen bis in die Berge der Karpathen reichen

und — von allem Anderen abgesehen — mich nicht nur um die Früchte achtjähriger Arbeit bringen, sondern mir überhaupt den Boden für die materielle Existenz durch längere Jahre entziehen! Das nunmehrige Erträgniß meiner Güter reichte während der nächsten Jahre kaum hin, um die Steuern zu decken.

Im Sommer und Herbst des Jahres 1848 functionirten im Lande verschiedene Commissionen: für die Steuerausschreibung, für die Recrutirung und für die Sammlung von Gold und Silber zur Gründung einer ungarischen Nationalbank. Mir ward von Seiten des Comitates die Auszeichnung zu Theil, allen dreien dieser in meinem District functionirenden Commissionen zu präsidiren. Der zuletzt genannten Commission opferte ich fast alles mein von Eltern und Großeltern überkommenes Silberzeug, was nicht wenig war; eine Generosität, die ich, offen gestanden, später bereuete, da das Opfer seinen Zweck verfehlte. Bekanntlich übergab der gewesene Finanzminister Duscheck, den für Ungarn gesammelten Fond der österreichischen Regierung, die ihn als gute Beute behielt.

Der Herbst brachte die Invasion von Jellaçiç,

dessen In-Acht-Erklärung durch König Ferdinand, die Errichtung der ersten zehn Honvedbataillone, den Aufruf des Palatins Erzherzogs Stephan zum Eintritt aller Patrioten in die in Bildung begriffenen Honvedtruppen u. s. w. u. s. w. Der allgemeine Rausch patriotischer Begeisterung, den der Aufruf des Erzherzogs Palatin in allen Herzen, in denen Raum war für edle, für ideale Regungen, entzündet hatte, blieb auch auf mich nicht ohne Wirkung. Dazu kam die Erwägung, daß es meiner Ueberzeugung gemäß die Pflicht jedes Ehrenmannes ist an der Vertheidigung der Heimath Theil zu nehmen, gleichviel ob diese zugleich das Geburtsland sei oder nicht. Ich stellte mich somit dem Kriegsminister zur Verfügung und trat in die ungarische Armee „für König und Vaterland". Leider sollten diese beiden Begriffe bald sich nicht mehr decken, doch, nicht durch unsere Schuld! Diese Thatsache ist seither officiell anerkannt, ich kann mich daher der Ausführung enthalten.

Ich wurde zum Hauptmann ernannt und mit der Errichtung eines Jägerbataillons in Miskólcz beauftragt. Nach 14 Tagen hatte ich über 400 Mann

beisammen, die ein leidliches Material für eine Jägertruppe abgeben konnten. Es fehlte jedoch an brauchbaren Gewehren. Nach einigen, vergeblich an das Kriegsministerium gerichteten Reclamationen, fuhr ich nach Pest, stellte Kossuth die Sachlage vor. „Wie wollen Sie helfen, da wir keine anderen Gewehre haben," frug er mich. Ich erwiderte, daß ich nur eine Vollmacht verlange, um dem Staats- und Privat-Forstpersonal die Kugelstutzen, natürlich gegen volle Entschädigung, abzunehmen. „Das geht nicht, das wäre eine revolutionäre Maßregel," antwortete Kossuth zu meiner Ueberraschung, und beharrte bei seiner Weigerung. Seine Antwort zeigt, wie ängstlich selbst Kossuth damals noch Alles vermied, was den Anschein einer Ungesetzlichkeit haben konnte. Auf mein Ansuchen wurde ich nun der bisherigen Aufgabe entbunden, und unter gleichzeitiger Versetzung in das Mátias-Husarenregiment zum Stabe des Generals Bem commandirt.

Das Hauptquartier Bem's befand sich damals, November 1848, in Zila-Sómlyo. Bei meinem Eintreffen daselbst war Bem in Begleitung von Aládár Andrássy zur Truppeninspicirung verreist.

Zu meiner Freude traf ich im Hauptquartier mehrere Freunde, so den Obersten meines Regiments, Grafen Koloman Mikes, den Grafen Gabriel Béthlen, Baron Albert Bánffy u. a. m. Einige Tage darauf bestanden wir unser erstes Gefecht, in der Nähe von Zsibó, gegen eine kleine Abtheilung österreichischer Infanterie und Cavallerie und 8000 Wallachen. Gleich nachher erhielten wir Befehl gegen Klausenburg abzurücken. Es folgte nun jener merkwürdige Feldzug, in welchem Bem mit nur 6000 Mann junger Honveds die 17,000 Mann prächtiger österreichischer Truppen des Generals Wardener auf türkisches Gebiet hinausdrängte. In Klausenburg verließ ich die Armee von Bem. Die Ursache hiervon war ein gewisser Kornis, ein wegen Diebstahls weggejagter Stuhlrichter, den Bem aus Dankbarkeit für ihm in Pest, bei Gelegenheit des Attentats, das ein Pole auf Bem versucht hatte, geleistete Dienste, zum Officier ernannt und als Küchen-Officier in seinen Stab aufgenommen hatte. Da ich die Zudringlichkeiten dieses „Cameraden" nicht vertragen konnte, reichte ich Bem meine Entlassung aus seinem Stabe ein, um mich dem Ge-

neral Görgey zur Verfügung zu stellen, von dem bekannt war, daß er keine Toleranz in Ehrensachen übe.

Die weite Reise von Klausenburg, über den Királyhágo, im Monat Januar bei tiefem Schnee, und durch die Ortschaften der uns übelgesinnten Wallachen, war unbequem und gefährlich. Ich kam glücklich nach Miskólcz, wo sich General Mészaros befand. Durch das lange Fahren über die blinkenden Schneefelder des Alföld hatte ich mir eine heftige, sehr schmerzhafte Augenentzündung zugezogen, die mich auf das Krankenlager warf. Mészaros war so freundlich mich zu besuchen. Als er meinen Zustand sah, bestand er darauf, daß ich mich nach Hause transportiren lasse, um dort unter der Pflege der Meinen meine Wiederherstellung zu finden. Er sagte mir, daß das Schlick'sche Corps von Kaschau her im Anzuge sei, daß man nicht wissen könne, wann und wo es zur Schlacht kommen werde; wolle ich nicht riskiren gefangen zu werden, so solle ich mich ohne Zögern nach Hause schaffen lassen. Dieser Grund entschied; auf einem Bauernschlitten wurde ein Lager bereitet und ich trat die schmerzvolle Heimreise an. Nach sechs Wochen

glaubte ich mich hergestellt und wollte zur Armee zurückkehren. Unterwegs traf mich ein durch kalten Sturm und Regen verursachter Rückfall; ich mußte von Terebes aus umkehren. Mein Leiden war diesmal so schlimm, so hartnäckig, daß ich fürchtete zu erblinden. Endlich, gegen Ende Mai, war ich gänzlich hergestellt. Durch Untreue oder Ungeschicklichkeit meines Reitknechtes hatte ich in Siebenbürgen meine Campagnepferde und Bagage verloren. Ich ging nach Pest, um mich dort zu remontiren, was einen mehrwöchentlichen Aufenthalt erforderte.

Ein Zwischenfall aus dieser Zeit sei hier erzählt, der ein Streiflicht auf die damaligen Zustände in Pest wirft. Preßfreiheit ist ein unschätzbares Corollar freier politischer Institutionen, das steht außer Frage. Aber diese Freiheit kann, besonders in unruhigen, kritischen Zeiten, auch zu einer gemeingefährlichen Waffe werden, wenn nicht die Einsicht, der Patriotismus der Preßorgane selbst, den schädigenden Einfluß abwenden; wenn die Presse, statt zur Einigkeit und Opferwilligkeit anzueifern, Uneinigkeit stiftet, den egoistischen Zwecken

Ehrgeiziger Vorschub leistet. Dies war damals der Fall mit der Pester Presse, wie wir gleich sehen werden. Ich dinirte eines Tages mit General Kiss, dem Landescommandirenden von Ungarn, im Casino, als Paul von Almásy, der damalige Präsident des Unterhauses, sich mit ein paar Zeitungsblättern in der Hand an unseren Tisch setzte. Nach einigen sarkastischen Bemerkungen — worin er bekanntlich Meister ist — über die Aussichten die wir hätten, möchten wir siegen oder besiegt werden, las er uns zwei Artikel vor, den einen aus dem Szémére'schen Blatte „Respublica", den andern aus der „Allgemeinen Zeitung für Ungarn". In dem ersteren war ausgeführt, daß der Reichstag aufgelöst, eine constituirende Nationalversammlung einberufen, und die Republik proclamirt werden müsse. In dem anderen Blatte wurden allen Kaufleuten, die es wagen würden noch länger auf ihren Aushängeschildern die Krone über dem ungarischen Wappen zu belassen, gedroht, sie durch Namensnennung der Lynchjustiz zu überliefern. Das schrieb man zu einer Zeit, wo die Russen schon in Kaschau und vor Komorn standen! General Kiss, ein alter

biederer Soldat, sprach darüber seine Entrüstung aus. Auf meine an Almásy gerichtete Frage, warum er, der einflußreiche Mann, nicht gegen solche Auswüchse der Preßfreiheit remonstrire, antwortete er: „O, ich werde mich hüten! Antworte Du doch, wenn Du Lust dazu verspüreſt.“ Mehr im Scherz als im Ernst, entgegnete ich: „Warum nicht? wenn Du mir Tinte und Papier herbringen willſt, schreibe ich wol eine Antwort.“ Almásy nahm mich beim Wort, brachte aus dem am andern Ende der Casinoräume gelegenen Schreibzimmer die Schreibrequisiten. Eine kurze, derbe, aber nicht beleidigende Antwort war bald verfaßt. Es war darin gesagt, daß die Armee für Freiheit und Recht kämpfe, aber nicht für Utopien, oder den Ehrgeiz Einzelner, daß jene Bürger, die man durch Androhung von Lynchjustiz in ihrer Freiheit beschränke, nöthigenfalls bei den Heerführern den Schutz finden würden, den ihnen die Regierung zu versagen scheine. Die Königskrone über dem Landeswappen finde sich auch auf allen Officierportépées, was unsere Armee noch nicht behindert habe ihre Schuldigkeit zu thun. Diese Erklärung, „Ein Sol-

dat der Armee" unterzeichnet, erschien am andern Morgen im „Pester Journal" und machte viel Aufsehen, besonders in den Bürgerkreisen, aus welchen mir mehrfache Zustimmungserklärungen zugingen. Von allen Zeitungen unternahm es nur Eine darauf zu antworten: die „Allgemeine". Ihr Redacteur, ein übel beläumundetes Individuum Namens Zerffy, war gleichzeitig Honvédhauptmann und Adjutant des Stadtcommandanten General Schweidel. Zerffy war nie Soldat gewesen, ehe er, durch gewisse Einflüsse, dem General Schweidel zum Adjutanten aufoctroyirt ward. Seine Aufgaben waren, wie man wissen wollte, mehr die eines Detectifs, als militärischer Natur. In der Erwiderung, welche die „Allgemeine Zeitung" brachte, war die Armee als ein Hort der Reaction, der „Soldat der Armee" als ein Schulbub bezeichnet. Ich begab mich sofort in Begleitung zweier, der Heilung ihrer Wunden wegen in Pest befindlicher Cameraden, der Capitäne Inkey und Dessewffy, auf das Redactionsbüreau. Zerffy war nicht anwesend. Nach einigem Zögern entpuppte sich sein Stellvertreter in der Redaction, Namens Zanetti, als Verfasser der Erwiderung.

Ich verlangte Genugthuung für den „Schulbuben". Erst angenommen, dann verweigert, hatte ich nun eine kurze Unterredung mit ihm, die vielleicht kein Exceß von Höflichkeit war. Zwei Stunden später kam der „Herr Hauptmann und Adjutant" Zerffy, mit Czako und Schärpe angethan, in Begleitung Zanetti's mich in meiner Wohnung im Forrayschen Hause aufzusuchen, und erklärte mit großem Pathos mich, wegen Beleidigung eines „freien Bürgers in seiner freien Wohnung", für verhaftet. Eine burleske Scene folgte nun; sie endigte damit, daß die beiden Helden die Treppe viel schneller hinunter kamen, als sie beim Heraufgehen gedacht haben mochten. Ich sah aus meinem Fenster, daß Zanetti als Wachtposten vor dem Hausthor stehen blieb, während Zerffy sich eiligen Schrittes entfernte, offenbar um eine Patrouille zu holen. Um öffentliches Aufsehen zu vermeiden, begab ich mich nach dem Platzcommando, von Zanetti in respektvoller Entfernung gefolgt. Kaum dort angekommen, trat mir ein Officier entgegen, mir mit dem Ausdruck seines Bedauerns erklärend, daß er beauftragt sei, mich zu verhaften. Er bestieg mit mir einen Wagen

und führte mich nach dem bekannten Neugebäude, in welchem später auch Batthyányi gefangen saß und den Martyrertod erlitt. So war ich denn ein Gefangener im eigenen Lande! in dem Lande, für das ich Leben, Gesundheit und Vermögen zum Opfer einsetzte! Die Situation kam mir ebenso komisch vor, wie sie unbehaglich war. Der Profoß übernahm mich, steckte mich in ein großes Zimmer, in welchem zwei Honvédofficiere „wegen Preßvergehen" bereits seit Monaten gefangen saßen. Als sie mein Verbrechen erfuhren, hielten sie mich für verloren; ich hatte es gewagt, die Regierung öffentlich zu tadeln, hatte mich an Zanetti und Zerffy vergriffen — solche Tollkühnheit würde ich mit langem Kerker büßen. Ich nahm die Sache nicht so tragisch. Den Profoßen machte ich durch den Zauber einer Zehnguldennote sehr zuvorkommend. Erst ließ ich ein reichliches Diner mit Champagner aus dem Casino holen, um die beiden Unglücksgenossen zu bewirthen; dann schrieb ich eine Zeile an meinen vortrefflichen Freund, den Grafen Kálmán Schmidegg, ihm von meiner Mésavanture Kenntniß zu geben. Schmidegg war als Mensch,

als Soldat und Patriot, gleich ausgezeichnet; beim Ausbruch der Feindseligkeiten errichtete er auf seine Kosten ein Bataillon Infanterie, während er selbst in ein Husarenregiment eintrat. An elf schweren Wunden leidend, konnte er nicht ohne Krücken ausgehen. Es mochten zwei Stunden vergangen sein, meine Tischgenossen hatten mir eben ihre Leidensgeschichte erzählt, da trat der Profoß ein mit der Nachricht, daß Se. Excellenz der Landescommandirende draußen stehe und mich zu sich befehle. Ich eilte hinaus, machte meine Meldung. General Kiss entließ mich der Gefangenschaft, indem er sagte: „Ein Unbefugter hat Sie verhaftet, melden Sie sich bei General Schweidel als von mir des Arrestes entlassen, und kommen Sie Morgen früh 10 Uhr auf das Landescommando, wohin ich auch den Hauptmann Zerffy beordern werde.“ Zugleich ließ er mir durch den ihn begleitenden Schmidegg meinen Säbel überreichen. Des Abends gab Almásy zur Feier des Tages ein großes Diner, das bis in die tiefe Nacht dauerte.

Am nächsten Morgen verhörte General Kiss mich und Zerffy, in Gegenwart des Obersten Mesz-

lényi, eines Schwagers von Kossuth. Meszlényi, der ebenfalls ein Portépée mit der „Krone" trug, war nicht weniger entrüstet wie Kiss über die freche Drohung des Zerffyschen Blattes. Zerffy erhielt wegen meiner Verhaftung einen strengen Verweis — das war Alles. Beauftragt von zweiundvierzig in Pest anwesenden Stabs- und Oberofficieren, gab ich nun die Erklärung ab, daß wir mit einem Individuum wie Zerffy nicht dienen wollen. Der General erwiderte hierauf, daß wir die geeigneten Mittel, um Zerffy's Quittirung herbeizuführen, selbst finden könnten. Diese Andeutung war hinreichend. Am nächsten Tage wurde unter Vorsitz des Husaren-Oberstlieutenants Forró ein Ehrenrath abgehalten, welcher entschied, daß Zerffy sich mit mir schlagen oder seinen Abschied einreichen müsse. Zerffy wählte das Letztere. Zwei Wochen später, wo es in Pest schon unsicher war, kam er gleichwol in Hauptmannsuniform nach Komorn. Görgey ließ ihn sofort vor ein Kriegsgericht stellen und wegen Feigheit infam cassiren.

In Rücksicht auf die freundlichen Beziehungen zwischen mir und dem Grafen Karl Leiningen, dem

nunmehrigen Commandanten des 3. Corps, vor Komorn, hatte ich mir vom Kriegsministerium die Eintheilung zu seinem Stabe erbeten. Ich wußte, daß Leiningen mit Görgey sehr befreundet war, so daß ich voraussichtlich viel Gelegenheit haben würde den berühmten Obergeneral der Westarmee zu sehen, ein Wunsch, der sich vollauf erfüllte. In den letzten Tagen des Juni in Komorn angekommen und von Leiningen in freundschaftlichster Weise empfangen, kam ich gerade zur rechten Zeit, um die Schlachten vom 2. und 11. Juli mitzumachen.

In der Nacht vom 1. auf den 2. Juli hatte Görgey Berichte erhalten, die auf einen unmittelbar bevorstehenden Angriff des Feindes schließen ließen. Gegen 5 Uhr Morgens, am 2. Juli, ritten Görgey und Leiningen hinaus zu den um die Vorwerke Komorns lagernden Truppen. Von den Außenwerken ist das bedeutendste und höchstgelegendste die sogenannte Sternschanze, von der aus man an einem schönen sonnenhellen Tage, wie dieser war, einen weiten Ausblick hat. Nach der linken Seite zu, auf etwa 1000 Schritt Entfernung, liegt das Dorf Ó-Szöny, gerade gegenüber, aber weiter ent-

fernt, die Ortschaft Nagy-Igmánd, und nach rechts zu, etwa drei Viertelmeilen weit, Acs, das damalige Hauptquartier Haynau's. In der Sternschanze, wohin später auch Klapka und Görgey kamen, stieg Leiningen vom Pferde und brachte dort den größten Theil des Tages zu. Gegen 8 Uhr Morgens eröffneten die Oesterreicher ihr Feuer aus schweren Geschützen auf die Sternschanze. Viele Geschosse gingen hoch über unsere Köpfe hinweg, aber manche auch schlugen dicht hinter uns in die rückwärts in Bereitschaft stehenden Bataillone, grausame Verwüstungen darin anrichtend. Es ist nicht meine Aufgabe, den Gang der Schlacht zu schildern, der in Klapka's Memoiren ausführlich beschrieben ist; ich beschränke mich auf die Erzählung einiger Episoden, die mir lebhaft in der Erinnerung sind. Beiläufig in den ersten Nachmittagsstunden gab mir Görgey den Befehl, nach Ó-Szöny zu reiten, und mich zu vergewissern, ob dasselbe noch vom Feinde besetzt sei. Nach den ihm durch Spione zugekommenen Nachrichten sollte sich Benedek und auch der Kaiser selbst in Ó-Szöny befinden. Ich galoppirte los, unweit der Redoute vorbei, die der brave

Oberst Czillich besetzt hielt, und befand mich nun in der offenen Ebene, in welcher die genannte Ortschaft liegt. Ungefähr in der Mitte dieses Raumes, d. h. etwa 300 oder 400 Schritte vor dem Dorfe, fließt ein Bach, der an einer Stelle überbrückt war. Dort saßen auf dem Geländer drei Bauern, Einwohner von Ó-Szöny, gemüthlich ihre Pfeifen rauchend, ohne sich im Geringsten durch die über ihre Köpfe hinfliegenden Kanonenkugeln stören zu lassen. Sie wollten sich die Schlacht von hier aus mit ansehen, sagten sie. Die Bauern bestätigten, daß das Dorf stark besetzt sei und viele Generale darin wären. Ich näherte mich dem Dorfe bis auf 150 Schritte, dann dessen Front entlang reitend. Hinter allen Gartenzäunen blinkten Gewehre, der nach der Kirche hin führende Weg war vielfach verbarricadirt. Kein Schuß wurde auf mich abgegeben. Mit der Meldung dessen, was ich gesehen, zurückgekehrt, trug mir Görgey auf, dem Obersten Czillich den Befehl zu bringen, daß er mit drei Bataillonen des Regiments Preußen-Infanterie (oberungarische Slovaken) sogleich Ó-Szöny stürmen solle. Ich überbrachte den Befehl, und Oberst

Czillich schritt zur sofortigen Ausführung. Es war ein heißer Kampf. Czillich führte seine Bataillone im Sturmschritt bis an die Lisière des Dorfes vor, doch die Verluste, die sie erlitten, waren so bedeutend, daß die Truppe zu weichen begann. Einige hundert Schritte vor dem Dorfe standen zwei Scheunen, hinter welchen Czillich seine Leute raillirte. Ich ritt zurück, um Görgey das Mißlingen des Angriffs zu melden; er hatte es schon von der Sternschanze aus beobachtet. „Reite sofort zurück, führe zwei Bataillone Alexander-Infanterie dem Czillich zu, und sage ihm, daß das Dorf auf jeden Fall genommen werden müsse. Du bringst mir erst Meldung, wenn der Feind hinausgeworfen ist.“ So lautete der neue Befehl; es geschah wie befohlen. In Plänklerlinien aufgelöst, stürzten sich zuerst die zwei frischen Bataillone auf den Feind, ihnen folgten ebenso, in kurzem Abstand, zwei Bataillone Preußen-Infanterie, das dritte Bataillon folgte als Reserve. Nach einer halben Stunde harten Kampfes war das Dorf genommen; der Feind in vollem Rückzug. Nur bei der Kirche setzte eine Abtheilung noch kurze Zeit

einen verzweifelten Widerstand fort. Die Truppe, die uns gegenüberstand, war, wenn ich nicht irre, das Regiment Deutschmeister, Wiener Kinder, eines der besten österreichischen Regimenter. Dessen Mannschaft schien in eigenthümlicher Weise fanatisirt zu sein; wenigstens läßt dies der nachstehende Vorfall schließen. Hinter der einen Barricade vertheidigte sich ein Mann, laut deutsche Flüche ausstoßend, gegen Viere der Unseren mit wahrem Löwenmuthe. Endlich überwältigt, fragte man ihn, warum er sich nicht habe ergeben wollen? „Weil die Ungarn alle Gefangenen zwingen, lutherisch zu werden," war seine Antwort. Als die Ortschaft vom Feinde gesäubert war, sprengte ich zurück, fand aber General Görgey nicht mehr in der Sternschanze. Leiningen hieß mich dort bleiben und Görgey's Rückkehr abwarten. Dieser war nach dem rechten Flügel geritten, um dort die große Cavallerieattaque anzuordnen, die gleich darauf stattfand. Es war ein prächtiger Anblick, als 5000 Husaren in gestrecktem Galopp die Ebene vor Nagy-Igmánd rein fegten. Eine Stunde später kam uns eine böse Nachricht: Görgey, der verehrte Führer, der

ritterliche Soldat, war schwer verwundet. Der Säbelhieb eines feindlichen Cavalleristen hatte ihm den Schädelknochen auf sechs Zoll lang gespalten, so daß das Gehirn bloß lag. Nur Görgey's eiserne Natur war im Stande, einem so furchtbaren Hiebe zu widerstehen! Er ließ sich nasse Tücher auf den Kopf legen und blieb bis Abend auf dem Schlachtfelde, bis von allen Seiten die Meldung kam, daß der feindliche Angriff überall abgeschlagen war.

Ueber die Verwundung Görgey's wurden später die abenteuerlichsten Gerüchte laut, die nach beendigtem Kriege auch in einigen obscuren Broschüren Verbreitung fanden. Der wahre Sachverhalt ist folgender: Görgey, ein ausgezeichneter Reiter und im Besitz von lauter vorzüglichen Blutpferden (deren er an Schlachttagen mehrere halali ritt) pflegte oft über die Plänkler- oder Vorpostenketten hinauszureiten, um persönlich den Feind zu recognosciren. Sein Adjutant, Baron Kempelen, sowie die übrigen Officiere seines Stabes, die Batthyányi, Stahremberg, Senney, Duka u. s. w., waren wol gut beritten, doch mit den Riesenleistungen des Generals vermochte es Keiner auf-

zunehmen. So kam es, daß Görgey sich öfter ohne jede Begleitung befand. Auch am Nachmittage des 2. Juli sprengte Görgey in einem gewissen Moment ganz allein bis auf eine ganz kurze Distance gegen die feindliche Cavallerie vor. Den Augenblick für eine Erneuerung der Attaque günstig haltend — eben zuvor waren nämlich einige Schwadronen des Husarenregimentes Prinz Wilhelm von Preußen durch österreichische Ulanen geworfen worden — hielt der General sein Pferd an und winkte mit seinem großen, mit einer langen weißen Straußenfeder geschmückten Hute den weit rückwärts haltenden Husaren zu, zum Angriff vorzugehen. In diesem Augenblicke erhielt Görgey durch einen aus den feindlichen Reihen vorgesprengten Cavalleristen jenen Kopfhieb.

Acht Tage vergleichsweiser Ruhe folgten nun. Gegen die Schwadronen von Wilhelm-Husaren, die sich in zwei Attaquen hatten werfen lassen, wurde eine kriegsrechtliche Untersuchung angeordnet. Zwei Unterofficiere, welche überwiesen waren, zuerst die Flucht ergriffen zu haben, wurden zum Tode verurtheilt. Die Execution fand am folgenden Tage

unter Umständen statt, welche charakteristisch sind. Der Obergeneral und einige Corpscommandanten waren gegenwärtig, das Quarré war formirt, das Urtheil wurde verlesen. Ich hielt dicht hinter Leiningen und Görgey, konnte jedes Wort verstehen, was sie sprachen. „Ich erhielt vorhin die Nachricht", sagte General Görgey, „daß Franz Joseph heute wieder in Ó-Szöny ist." (Dieses war von unseren Truppen freiwillig geräumt worden.) „Was meinst Du, Karl, wenn er auf einmal zwischen uns hineinsprengte, die Truppen mit dem Versprechen haranguirte, die Verfassung zurückgeben und mit seinen braven Ungarn in Frieden leben zu wollen, was meinst Du, wären wir Generäle nicht sofort seine Gefangenen?" „Wol möglich," erwiderte der finster vor sich hinblickende Leiningen. Dieses Gespräch ist mir lebhaft im Gedächtniß geblieben, nicht wegen der eventuellen Ausführung eines solchen Theatercoups, an dessen Möglichkeit Görgey selbst gewiß nicht glaubte, aber als Symptom dafür, als wie wenig antidynastisch die Gefühle des Heeres und, ich glaube hinzufügen zu können, auch der ungeheuren Mehrheit der Nation angesehen

wurden. Ja, gewiß! Der Friede zwischen Krone und Nation konnte auch jetzt noch auf Grundlage der Wiederherstellung der Verfassung geschlossen werden, so wie dies in den vorhergehenden Jahrhunderten in den Friedensschlüssen von Wien, Linz, Száthmár u. s. w. sechs mal geschehen war. Wie anders hätten sich die Geschicke der Monarchie gestaltet, wenn Ungarn schon damals dem Monarchen zu jener festen Stütze geworden wäre, die es ihm heute ist! Ein unerbittliches Schicksal hatte aber damals Männer zu Rathgebern des Thrones bestellt, die weder aus der Geschichte gelernt hatten, noch die neue Zeit und die Völker verstanden. — Als die Vorlesung des Urtheils beendigt war, baten beide Delinquenten — der eine ein Stockmagyar, der andere ein Deutsch-Ungar — einige Worte sprechen zu dürfen. Sich an ihre Cameraden wendend, bekannten sie beide, jeder in seiner Sprache, feig gewesen zu sein, den Tod verdient zu haben. Mit dem Rufe „Es lebe das Vaterland!“ warfen sie ihre Mützen in die Luft; ein Moment noch, und das Urtheil war vollzogen.

Das Morituri te salutant, das auch der dem deutschen Stamme entsprossene Unterofficier seinem ungarischen Vaterlande zurief, war kein vereinzelt stehendes Beispiel von Patriotismus der deutsch redenden Ungarn. Vom Magnaten bis zum letzten Bauern herab, bethätigten alle Ungarn deutscher Abstammung patriotische Opferwilligkeit. In Parendorf, einer großen Ortschaft an der österreichischen Grenze, verweigerten die verlobten deutsch-ungarischen Bauerntöchter sich trauen zu lassen, ehe nicht die Männer ihre Schuldigkeit gegen das Vaterland gethan hätten. Die einzige Ausnahme bildeten die Siebenbürger Sachsen, die von Alters her stets feindlich gegen die ungarische Nation, und willige Diener des österreichischen Hofes waren. Sie allein sind es auch heute noch, die in verschiedenen österreichischen und deutschen Zeitungen ihren Weltschmerz darüber ablagern, daß Ungarn nicht länger so unklug ist, sie einen Staat im Staate bilden zu lassen. Wenn die ungarische Regierung sich bemüht, ungarische Gesinnung und die Staatssprache in der obersten Verwaltung der sächsischen Stühle einzubürgern, so übt sie damit nur eine selbst-

verständliche natürliche Pflicht, so wie Deutschland sie in Posen und Elsaß-Lothringen übt.

Im großen Kriegsrathe ward beschlossen, einen Versuch zum Durchbruch der feindlichen Linien zu machen. Görgey, noch schwer leidend, übergab zeitweilig das Obercommando an General Klapka. Am frühen Morgen des 11. Juli begann das Vorrücken unserer Truppen, deren Centrum das Leiningen'sche Corps bildete. Der Vormarsch geschah in der Richtung auf Nagy-Igmánd. Dort demaskirte der Feind plötzlich seine Batterien, die uns aus nächster Nähe mit einem mörderischen Feuer überschütteten. Immer wieder raillirte Leiningen seine Truppen, doch immer wieder mußten sie der verheerenden Feuerwirkung weichen. Endlich wurde das Signal zum Rückzug gegeben. Nach jenem kritischen Momente, der 5000 Mann gekostet hatte, schickte mich Leiningen zu einer unserer Batterien, die den Rückzug deckten. Indem ich den Befehl dem Batteriecommandanten ausrichtete, ertönte plötzlich ein furchtbarer Schlag oder vielmehr hundert Schläge auf einmal. Von der ersten Betäubung zu mir kommend, war Alles in so dichten

Rauch gehüllt, daß ich nichts sehen konnte. Eine feindliche Granate hatte einen unserer Munitionskarren in die Luft gesprengt, einen Theil der Mannschaft und der Pferde getödtet, und dem Pferde des Batteriecommandanten ein Stück Fleisch aus dem Halse gerissen. Mir war kein Leid geschehen.

In Folge des mißlungenen Durchbruches beschloß der Kriegsrath, daß Görgey sich mit beiläufig 24,000 Mann nach dem östlichen Kriegsschauplatz wende, während Klapka mit 30,000 Mann zum Schutze von Komorn zurückbleibe. Unser Abmarsch begann am 13. Juli, 3 Uhr Morgens, auf dem linken Donauufer. Am nächstfolgenden Tage fand uns die aufgehende Sonne ebenfalls auf dem Marsche. Leiningen war vom Pferde gestiegen, zu Fuß an der Spitze der Colonnen marschirend. Eine Zeitlang waren wir schweigend nebeneinander hergeschritten, da sprach er die Worte aus: „Ich wollt' es wäre Schlafenszeit und Alles wär' vorüber." Auf meine Frage, was ihn afficire, erzählte er mir, er habe Briefe von seiner Frau (einer geborenen Ungarin) erhalten und sei traurig, weil er fühle, daß er sie nie wiedersehen werde. Seine

Ahnung hat sich in grausamer Weise erfüllt. Ich kann nicht umhin, hier einige Worte seinem Andenken zu widmen, die Motive und Umstände darzulegen, welche die Ursache seines Eintritts in die ungarische Armee geworden waren. Dieser Eintritt hatte ihm in der Person eines hartherzigen Verwandten, des Feldmarschalllieutenants gleichen Namens, einen unversöhnlichen Gegner erweckt, dessen Fanatismus so weit ging, daß er später alle Bemühungen der Gräfin Karl Leiningen und der zahlreichen Freunde ihres Gatten, den Letzteren vor dem Galgen zu bewahren, vereitelte. Karl war Hauptmann bei einem alten ungarischen Grenadierregiment als die Verwickelungen des Jahres 1848 begannen. Er hatte sein kleines Vermögen verloren, nicht durch eigenes Verschulden, sondern durch opfervolles Einstehen für einen Cameraden. Als die Officiere der ungarischen Regimenter aufgefordert wurden, den Eid auf die ungarische Verfassung zu leisten, schrieb Karl an den österreichischen Kriegsminister Grafen Latour, und bat in ein deutsches Regiment übersetzt zu werden, da er „ein Deutscher sei und bleiben wolle". Er erhielt die Weisung,

zu bleiben wo er sei und sich unter allen Umständen als treuer kaiserlicher Officier zu benehmen. Leiningen, der schon Wolken am politischen Horizonte heraufziehen sah, war nicht der Mann, um eine doppelte Rolle zu spielen. Er schrieb noch einmal an den Kriegsminister Latour und suchte um seine Versetzung nach, diesmal mit Hinzufügen der Erklärung, daß, wenn er den Eid auf die ungarische Verfassung einmal geleistet habe, er ihn auch halten werde. Die Versetzung wurde ihm mit kurzen Worten abermals abgeschlagen. Karl hielt seinen Eid und starb dafür den Märtyrertod!

Am 15. Juli Nachmittags traf unsere kleine Armee auf den Höhen vor Waitzen an, auf denselben Stellung nehmend. In Waitzen befand sich eine Abtheilung Russen, die sich sogleich herauszog. Eine Kanonade entwickelte sich, unsere Truppen besetzten die Stadt. Am nächsten Tage blieben wir in den eingenommenen Positionen. Indessen waren 60,000 Russen von Pest her im Anrücken. Der Weg durch die Ebene war uns also verlegt. Görgey beschloß, den Umweg über die Berge zu nehmen, über Ryma Szómbáth, Miskólcz, Tokay. Am

17. Juli sollte das Corps des General Nagy Sándor um 2 Uhr Morgens aufbrechen, nach ihm das Pöltenberg'sche Corps folgen, und endlich das von Leiningen. Nagy Sándor hatte sich aber, wie gewöhnlich, verspätet, sein großer Troß an Bagagewagen versperrte den schmalen Gebirgsweg. Die Russen, deren Verstärkungen zum Theil schon angekommen waren, griffen uns am frühen Morgen an. Die Lage des die Nachhut bildenden dritten Corps war kritisch: in der Front mit Uebermacht angegriffen, der einzige Rückzugsweg durch den Train und durch eine Masse flüchtender Bewohner von Waitzen versperrt. Leiningen beauftragte mich, zwei Züge Husaren zu nehmen und den Weg um jeden Preis frei zu machen. Es war nicht leicht, den Auftrag durchzuführen. Die halbe Bevölkerung der Stadt wollte flüchten, der Armee folgen, die Bagagewagen des Pöltenberg'schen Corps waren ineinander verfahren, überall Wirrwar ohne Gleichen. Die Angst vor den Russen machte die Leute rebellisch gegen alle Befehle. Ich ließ den einen Zug Husaren absitzen, um die Wagen in die Gräben zu werfen; der andere Zug hieb mit flacher oder auch

scharfer Klinge auf Jene ein, die sich widersetzten. Nach einer Stunde schwerer Arbeit war der Weg zum größten Theile frei. Die zwei Züge Husaren zur Aufrechthaltung der Ordnung zurücklassend, ritt ich durch die Stadt zurück, um Leiningen aufzusuchen. Statt seiner begegnete ich am Südrande der Stadt dem General Görgey, der eben zwei Bataillone, die er zur Hand hatte, den Russen entgegenwarf, um für den Rückzug der Uebrigen Zeit zu gewinnen. Wenige Mann wären von ihnen übrig geblieben, wenn sie nicht ein glücklicher Zufall gerettet hätte. Kaum waren die beiden zum Opfer bestimmten Bataillone in die Ebene debouchirt, als das russische Ulanenregiment des Obersten Saß sich auf sie werfen wollte. Im selben Augenblick aber debouchirte aus einem anderen Theile der Stadt Oberst Galvány mit seinen Wilhelm-Husaren, attaquirte die Ulanen in der Flanke, und warf sie in Unordnung auf ihre Infanterie zurück, die nun gleichfalls in Unordnung kam. Hiermit war die gewünschte Zeit gewonnen, Görgey rief die zwei Bataillone zurück. Indessen ritt ich nach der nordöstlichen Stadt-Lisière, um

an Leiningen den Auftrag zu bringen, den Abmarsch unverzüglich anzutreten. Eine Viertelstunde später sprengte dasselbe Ulanenregiment in wildem Angriff in die Stadt, traf dort aber noch unsere Infanterie, welche das Regiment fast gänzlich vernichtete.

Wir waren nun auf dem Marsche, dicht gefolgt von den Russen, die wegen der Enge des Thales ihre Uebermacht nicht entwickeln konnten. Durch 36 Stunden kam ich nicht aus dem Sattel. Vom ersten Tage an liefen im Hauptquartiere Berichte ein, daß man in fortwährender Fühlung mit dem Feinde sei, daß jedoch Abends, sobald die Feldwachen ausgestellt wären, die russischen Vorpostenofficiere zu den Unseren herüber kämen, sie zum Thee einlüden, und mit ihnen fraternisirten. Bei Miskólcz gelangten wir in die Ebene und überschritten den Sajó-Fluß. Von Mittag an entspann sich eine Kanonade über den Fluß hinweg, die uns wenig Schaden hat.

In dem drei Meilen weiter gelegenen Gesthély, am Hernád-Fluß, wurde der erste Rasttag gehalten. Die Russen waren uns nicht gefolgt. Sehr früh

am Morgen dieses Tages, es war der 27. Juli, ließ mich Görgey rufen und frug: „Willst Du als Parlamentär in's russische Lager gehen?“ „Ich habe zu gehorchen, Du zu befehlen,“ erwiderte ich. „Nun,“ sagte Görgey, „es handelt sich um eine mehr diplomatische Mission, darum habe ich Dich dafür ausgewählt. Es handelt sich um Folgendes: Oberst Saß hat mir einen Brief geschrieben, worin er mir seine Achtung vor unseren Truppen ausdrückt, deren Kriegstüchtigkeit er unterschätzt habe, was ihm sein Regiment koste. Zugleich sendete er mir ein paar Pistolen, die er im Kaukasus getragen, comme marque d'estime. Ich mag mir von dem Russen nichts schenken lassen, darum will ich ihm auch ein paar Pistolen schicken. Doch das ist nicht Alles. Deine Sendung hat eigentlich einen anderen Zweck. Unsere Lage ist kritisch“ (hier trat der General in eine kurze, klare Darlegung der Sachlage ein). „Wir können der ungeheuren Uebermacht nicht auf die Dauer widerstehen. Nach allen Berichten, die ich erhalte, herrscht bei den Russen eine uns günstige Stimmung, während sie mit den Oesterreichern in fortwährendem Hader zu leben

scheinen. Was ist der Zweck unseres Kampfes? Wir wollen die Integrität und die Verfassung unseres Landes unverletzt erhalten. Wer auf dem Throne sitzt, kann uns schließlich einerlei sein. Ich habe mich mit Kossuth dahin verständigt, die Krone von Ungarn dem Herzog von Leuchtenberg anzutragen, wenn er den gesetzlichen Eid leistet, die Integrität und die Verfassung des Landes ungeschmälert aufrecht zu erhalten. Hier ist der Brief von Kossuth, worin er sich damit einverstanden erklärt. Deine ostensible Aufgabe ist also die Ueberreichung der Pistolen; die Ausführung des politischen Auftrages hängt von der Stimmung ab, welche Du bei den Russen für uns findest. Ich werde Dir Pista Ezterházy mitgeben (Graf Stephan Ezterházy, Rittmeister bei den Wilhelm-Husaren, und so wie ich, Ordonnanzofficier bei Leiningen). Ich werde sogleich den Brief an Saß und Euer Beglaubigungsschreiben als Parlamentäre aufsetzen lassen.

Eine halbe Stunde darauf ritt ich mit Ezterházy, einen Trompeter voraus, auf der Landstraße nach Miskólcz zu. Etwa dreiviertel Meilen hinter

Gesthély kamen wir an ein allein stehendes Wirthshaus, hinter dem auf einer kleinen Wiese ein Dutzend Kosacken im Kreise herum ritten, als wären sie in einer Reitschule. Dabei gab immer derjenige, der uns zunächst war, einen Schuß auf uns ab. Wir machten Halt, der Trompeter blies, ich winkte mit dem Schnupftuche, Alles vergebens; die Kerle ließen sich im Kreisreiten und Scheibenschießen auf uns nicht stören. Nachdem uns so 10 bis 12 Kugeln um die Köpfe geflogen waren, sprangen wir von den Pferden. Dies wirkte. Im Augenblick waren diese Wilden bei uns, wollten uns die Waffen und wol auch sonst noch, was sie bei uns gefunden hätten, abnehmen. Es kam uns zu Statten, daß ich ein slavisches Idiom spreche; so konnte ich mich endlich verständlich machen. Wir bestiegen wieder unsere Pferde, die Kosacken führten uns zur nächsten Feldwache und von hier aus wurden wir durch vier Kosacken nach Miskólcz geleitet. In dem breiten, fast ganz trockenen Bette des Sajó lagerten die russischen Truppen. Ein eleganter Ulanenoberst trat an uns heran und holte nach, was man auf der Feldwache versäumt, er

verband uns die Augen. Im Hauptquartier des Generals Tscheodajeff angelangt, empfingen uns drei Generäle, der ebengenannte Corpscommandant, der Kosackenhetmann Kusnieczow und der Generallieutenant Simonics. Nur der Letztere verstand und sprach französisch; er machte den Dolmetsch während unseres dreistündigen Aufenthaltes im Hauptquartier. Oberst Saß war nicht gegenwärtig; er sollte wegen seiner unbesonnenen Cavallerieattaque in Waitzen vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Ich bat, ihm die Pistolen sammt dem Schreiben zu übersenden. Man bot uns ein Frühstück an, was wir selbstverständlich nicht ausschlugen. Beefsteaks, Braten, Leberpasteten wurden uns mit Madeirawein und Champagner aufgetischt, eine Kost, wie sie an der nüchternen Tafel Görgey's oder Leiningen's nicht üblich war. Die drei Generäle nahmen uns gegenüber Platz, einige Subalternofficiere standen hinter uns, so begann die Unterhaltung. Das Beglaubigungsschreiben in der Hand, drückte man uns erst die Verwunderung darüber aus, daß Männer von unserer Stellung einem Kossuth dienten. Es war nicht schwer, darzuthun,

daß wir weder Kossuth noch einer anderen Person dienten, sondern dem Vaterlande, und daß übrigens Kossuth nicht ein solcher Rother sei, wie das officielle Oesterreich für gut finde, ihn erscheinen zu lassen. Dann frug man, welchen Schaden uns die Kanonade bei Miskólcz gethan und woher wir die „Franzosen" zur Bedienung unserer Artillerie genommen hätten. Als ich erwiderte, wir hätten vier Mann verloren und unsere Artillerie würde nicht durch Franzosen, sondern durch lauter Freiwillige, meist den besseren Classen angehörig, bedient, so erregte dies anfänglich Ungläubigkeit. Die Russen hatten an jenem Tage 127 Mann durch unser Artilleriefeuer verloren. Sehr begierig waren die Moscowiter, etwas über Görgey's Persönlichkeit zu erfahren. Die Herren erwärmten sich allmälig, sprachen über Oesterreich in Ausdrücken, die gar nicht schlimmer, beleidigender sein konnten. General Simonics, der sich vorhin seiner „ungarischen" (sage dalmatinischen) Abstammung gerühmt hatte, ergriff ein Glas und erhob es zu folgendem Toast: „Je bois à la santé de votre illustre général, de votre brave armée, que nous admirons puisqu'elle

a battu l'Autriche, qu'elle aurait écrasée sans notre malheureuse intervention. Croyez-nous, nous détestons les Autrichiens, et nous aimerions bien mieux les combattre, à côté de vous.“ Eine solche Sprache aus dem Munde eines russischen Generals und an einen Parlamentär gerichtet, war überraschend; sie ließ auf tiefgehende Dissonancen im Lager der „Verbündeten“ schließen. Der Augenblick schien gekommen, wo ich auch den politischen Theil meines Auftrages zur Ausführung zu bringen hatte. Ich begann damit, die ersten Anfänge des Streites darzulegen; zu zeigen, wie wir allmälig gegen unseren Willen und gegen unsere Wünsche auf den revolutionären Weg getrieben worden, von dem es seit Proclamirung der österreichischen Charte vom 4. März, welche Ungarn zerstückelte und dessen Theile zu österreichischen Provinzen degradirte, keinen Rückweg gab. Nicht für den Umsturz des Thrones, sondern für die Aufrechterhaltung der bestehenden monarchischen Verfassung kämpfend, würde die Armee, die Nation eher bereit sein, einen fremden Fürsten auf den Thron zu setzen, als durch feige Ergebung die politische Ver-

nichtung Ungarns zu besiegeln. Ungarn würde eventuell bereit sein, dem Herzoge von Leuchtenberg die Krone zu übertragen, wenn es sich damit die Integrität seines Gebietes und die Aufrechthaltung seiner Verfassung sichern könne. Erstaunen malte sich auf den Gesichtern. Die Generäle conferirten zehn Minuten unter einander, dann wandte sich Simonics mit der Frage an mich, ob dies nur unsere private Meinung sei, oder ob ich im Auftrage vom General Görgey gesprochen hätte. Ich erwiderte, daß ich diese Meinung eventuell als Erklärung des General Görgey und des Gouverneurs Kossuth abgäbe. Neue Ueberraschung. Nach abermaliger Conferenz mit den beiden anderen Generälen sagte Simonics, die wichtige Mittheilung, die wir gemacht hätten, würde allsogleich dem Fürsten Feldmarschall Paskievics gemeldet werden. „Um aber aufrichtig mit Ihnen zu sein," setzte er fort, „muß ich gestehen, daß wir nicht glauben, Kaiser Nicolaus werde auf diesen Antrag eingehen. Wir können Ihnen nur rathen, sich ohne weiteres Blutvergießen zu ergeben, denn Sie müssen der Uebermacht doch erliegen. Ja, hätten Sie es nur

mit Oesterreich zu thun, das wäre anders. Aber im Kampfe mit Rußland haben Sie keine Aussicht. Sehen Sie, jetzt hat unser Kaiser 200,000 Mann nach Ungarn geschickt, sollten diese nicht genügen, schickt er andere 200,000, und wenn es nöthig, noch mehr. Seine Ehre ist engagirt." Diese Rede war im Tone aufrichtiger Ueberzeugung gesprochen; es hätte sich darauf Manches erwidern lassen, wozu ich mich aber nicht berufen fühlte. Ich beschränkte mich darauf, zu sagen, daß, was auch immer unser persönliches Schicksal sei, unsere Armee sich den Oesterreichern auf gar keinen Fall ergeben werde. Wir verabschiedeten uns von den Generälen, die uns einen jungen, recht gebildeten Officier zur Begleitung bis Gesthely mitgaben.

Am 28. Juli wurde der Marsch fortgesetzt; bei Tokay überschritten wir die Theiß. Ich übergehe die militärischen Ereignisse, die Niederlage Nagy Sándors bei Debreczin, die von Dembinski bei Temesvár. Görgey schlug die Richtung auf Arád ein. In einer Ortschaft unweit Großwardein, durch welche unser Marsch führte, wurde ich von dem mich schon seit Waitzen verfolgenden Fieber so stark erfaßt, daß ich in fort-

währendem Delirium war. Der Generalstabsarzt Dr. Orzovensky ließ mich in einem Landhause bei braven Leuten einquartieren, und ordnete an, mich nicht weiter ziehen zu lassen, bis ich wieder zu Kräften gekommen sei. Die Armee war schon seit 36 Stunden abgerückt, als ich wieder zum Bewußtsein kam. Kosacken schwärmten in der ganzen Gegend; ich wußte zudem nicht genau, wohin sich unsere Armee gerichtet hatte; und zu allem Unglück waren auch meine Pferde mit fort! Das war eine peinliche verzweifelte Lage. Fort konnte ich nicht, und bleiben konnte ich auch nicht, wenn ich auch gewollt hätte. Dazu kam der peinigende Gedanke an die Cameraden, mit denen ich bisher Freud und Gefahr getheilt. Hatten sie einen Sieg erfochten, eine Niederlage erlitten? In beiden Fällen war es trostlos für mich, ihr Loos nicht zu theilen, hier ruhmlos in die Hände des Feindes zu fallen. Der Hausherr versprach mir, nach Großwardein zu fahren, um dort nach Nachrichten von der Armee zu forschen. Er konnte seine Absicht aber erst nach mehrtägiger Verzögerung ausführen; ich stand eine wahre Tortur in dieser Zeit aus. Er

begab sich auf den Weg. Und welche Nachrichten brachte er? Die bei Világos erfolgte Waffenstreckung, und die Ankunft Görgey's als russischen Kriegsgefangenen im Hauptquartier des Fürsten von Warschau, in Großwardein. Die Katastrophe war also eingetreten! Alle Opfer an Gut und Blut waren vergebens gewesen! Galgen und Kerker und Elend standen in Aussicht; das vae victis der alten Römer sollte an uns sich jetzt erfüllen. Ein Trost allein war uns geblieben: nicht ohne Ehren waren wir erlegen. Der Macht zweier Kaiserreiche hatte es bedurft, um Ungarn zu überwinden.

Mein nächstes stärkstes Verlangen war, das weitere Schicksal meiner Cameraden zu theilen. Ich begab mich am andern Tage nach Großwardein, meldete mich kriegsgefangen beim russischen Platzkommando, suchte dann Görgey auf, der im Hôtel zum schwarzen Adler logirte, wo auch ich abstieg. Görgey theilte mir die Vorgänge mit, die seither stattgehabt hatten; er sprach dabei die Hoffnung aus, daß Oesterreich sich mit seinem Kopfe allein begnügen werde, daß die übrigen Generäle

mit Kerkerstrafen abkommen würden. Die Rechnung war ohne den Wirth gemacht!

Ueberrascht war ich von der Situation, die ich in Großwardein antraf. Görgey, die Officiere seiner Umgebung, so wie auch eine Menge anderer Honvéds, gingen frei herum. Eine Ehrenwache von 24 Mann mit einem Officier war vor dem Hôtel aufgestellt, und bezeigte Görgey die militärischen Ehren. Bei Paskievics war er öfter zum Thee gebeten; alle Russen, jedes Grades, zeigten ihm Ehrerbietung und Bewunderung. Merkwürdig war das Treiben an der großen Mittagstafel im Wirthshaus. Hunderte von russischen und ungarischen Officieren saßen dort untereinander gemischt, fraternisirten und schimpften über Oesterreich. Der Oberst der tscherkessischen Leibgarde tractirte jeden Honvéd, der in seine Nähe kam. Die wenigen österreichischen Officiere, die dorthin kamen, waren zuweilen in recht peinlichen Lagen. Zweimal schritt ich selbst ein, um einigen angeheiterten Honvéds ihren Uebermuth zu verweisen. Die russischen Officiere legten sich nicht den geringsten Zügel an, um den österreichischen „Came-

raden" ihre Gefühle auszudrücken. So war ich zufällig Zeuge jener peinlichen Scene in der Zuckerbäckerei am Hauptplatz, wo ein russischer Olga-Husarenofficier den Oberlieutenant Marquesi gröblich beleidigte, ihm sogar Genugthuung verweigerte. Derselbe Oberst, der mir in Miskólcz die Augen verbunden hatte, war gegenwärtig, sah aber dem lauten, ganz muthwillig herbeigeführten Streite ruhig zu. Ein junger Artillerie-Hauptmann trat heran, und bot die geforderte Genugthuung an, falls sein Camerad auf der Weigerung beharren sollte. Beschämt, zog Letzterer nun die Weigerung zurück. Ich machte Bekanntschaft mit dem jungen Artillerie-Hauptmann, dessen Benehmen mir gefallen hatte; er hieß Skobelew, ist derselbe, der sich im türkisch-russischen Kriege von 1877 als General Lorbeeren erwarb. Marquesi fiel in dem am andern Morgen stattgehabten Duell. Das russische Kriegsgesetz ist in Bezug auf Duelle während eines Krieges sehr streng; unbedingter Tod steht darauf. Dem war also auch der Gegner von Marquesi verfallen. Groß war daher die Ueberraschung, als der Feldmarschall am andern Morgen zu seiner

Umgebung sagte: „Messieurs, vous savez, M. Marquesi est mort de la choléra; de la choléra, vous entendez bien.“

Ich war mit den vier Adjutanten des Fürsten von Warschau bekannt geworden, den Fürsten und Grafen Galitzin, Troubezkoy, Protassow und Orloff. Dieselben machten gemeinschaftliche Menage, und luden mich fast täglich zum Lunch ein. Eines Tages, als das Frühstück auf der silberbedeckten Tafel aufgetragen war, rasselte ein mit sechs Pferden bespannter Landauer vor, dem der General Graf Orloff, ein Onkel des eben erwähnten, staubbedeckt entstieg. Er kam von Warschau, als Ueberbringer des Dankschreibens von Nicolaus an Paskievics. Der General wechselte rasch Toilette und setzte sich dann mit gutem Appetit an unseren Tisch. Ich gebe hier unsere Unterhaltung wieder, die in mancher Beziehung nicht ohne Interesse ist. Der General sagte mir, es sei ihm angenehm, mich zu treffen, da ich ihn über Einiges würde aufklären können, was ihm unverständlich wäre. „Wo ist Ihre Armee?“ Ich nannte ihm die Hauptcorps, deren Existenz für die Russen ohnehin kein Geheim-

niß war, und gab ihre Stärke eher höher als niedriger an. „Gut, aber das macht nicht viel über 120 000 Mann. Wo sind die Anderen? Sie hatten über 300 000 Mann.“ „Wie, General, hat man Sie wirklich so arg über die Stärke unseres Heeres getäuscht, daß Sie von 300 000 Mann sprechen? Hätten wir auch nur 200 000 unter Waffen gehabt, so wäre Görgey sicher nicht Ihr Kriegsgefangener und ich säße nicht an dieser Tafel.“ General Orloff machte eine Geberde des Unglaubens und sagte: „Ich weiß aus authentischen Quellen, daß Ihre Armee 300 000 Mann zählte. Uebrigens, wo ist also die polnische Legion? Wollen Sie diese auch leugnen?“ Ich erwiderte, daß ich nicht wisse, wo die polnische Legion sei, es auch nicht sagen würde, wenn ich es wüßte; daß sie aber an der Gesammtzahl unseres Heeres wenig ändere, da die Legion nur wenige tausend Mann stark war. „Das ist nicht wahr!“ schrie der General, „bemühen Sie sich nicht, mich das glauben zu machen. Ich weiß genau, die polnische Legion in Ungarn zählt 60 000 Mann, ich habe die Berichte von Schwarzenberg selbst gelesen.“ Ich zuckte schweigend die

Achseln und ließ mehrere Fragen Orloff's unbeantwortet. Inzwischen sprachen sich auch die Tischgenossen dahin aus, daß meine Angaben wol die richtigeren wären, die Schwarzenbergischen Berichte aber falsch. Der alte Herr gerieth in einen heiligen Zorn. Die Faust geballt, rief er aus: „Dieser Lügner, dieser . . . ., durch falsche Berichte hat er unsern Kaiser dahin gebracht, dem sterbenden Oesterreich zu Hilfe zu kommen! Nie hätte sich Kaiser Nicolaus zu der unglücklichen Intervention entschlossen, wenn ihm nicht Schwarzenberg vorgegaukelt hätte, daß die polnische Legion 60 000 Mann stark sei und, mit der ungarischen Armee zusammen, unser Polen bedrohen werde." — Ist es wahr, oder nicht wahr, was General Orloff sprach? Hat Felix Schwarzenberg wirklich zu so kühnen Uebertreibungen seine Zuflucht genommen? und war es nur mit Hilfe dieser List, daß er den Kaiser Nicolaus zur Zusage der Intervention zu bewegen vermochte? Die Zukunft wird das Dunkel, das über diesen Fragen noch schwebt, wol einmal aufhellen. Indessen ist das Zeugniß Orloff's, der

dem Czaren bekanntlich sehr nahe stand, aller Beachtung werth.

Am selben Abend ließ Paskievics Görgey rufen, und theilte ihm mit, daß Kaiser Nicolaus aus freiem Antriebe ihm, Görgey, Schutz für sein Leben zusagen lasse. Nicolaus glaubte offenbar, hierdurch auch die übrigen ungarischen Generäle vor der Capitalstrafe zu wahren; denn logischer Weise konnte Oesterreich die Unter-Commandanten nicht mehr strafen, als das oberste Haupt, bezüglich welches Letzteren die Todesstrafe durch Rußlands Machtwort ausgeschlossen war. Ueber diesen Glauben, diese Intention des Czaren kann um so weniger Zweifel bestehen, als Nicolaus kurze Zeit später seinen Sohn und Thronfolger Alexander nach Wien entsendete, um Fürsprache für die Generäle einzulegen. —

In Világos wurden die Kriegsgefangenen jetzt an die Oesterreicher übergeben. Görgey wurde durch einen österreichischen Hauptmann abgeholt, um in Klagenfurt internirt zu werden. Mit schwerem Herzen nahmen wir Alle von dem genialen ritterlichen Heerführer Abschied, gegen den Perfidie und

Köhlerglaube die Anklage des Verrathes zu schleudern wagten. Man spricht oft von der Undankbarkeit der Großen dieser Welt, aber man schweigt über die Undankbarkeit der Völker. — Wir übrigen in Großwardein befindlichen Officiere erhielten vom österreichischen Commissariat, an dessen Spitze ein Ungar stand, dessen Namen ich verschweigen will, Pässe zur Heimkehr ausgefolgt. Pässe? ja wol! aber gleichzeitig hatte man im ganzen Lande die ungarischen Banknoten — das einzige Zahlmittel — für ungiltig erklärt, ihre sofortige Ablieferung bei schwersten Strafen anbefohlen. Diese Confiscation im Großen machte, daß wir sämmtlich ohne einen Gulden giltigen Geldes blieben! Ich verkaufte zwei Pferde um wenige Gulden österreichischer Banknoten, behielt ein Pferd, und trat den Heimweg an. Bis Tokay nahm mich Baron Vietinghof, ein Adjutant von Gortschakoff, in seinem Wagen mit. Von Tokay setzte ich den Weg zu Pferde fort, und kam am 4. September zu Hause an.

Meine Nerven hatten schon manche starke Probe überstanden, aber die stärkste stand ihnen

wenige Wochen nach meiner Heimkehr bevor: die Pester Zeitung brachte die kriegsgerichtlichen Todesurtheile gegen Ludwig Batthyányi und gegen zwölf Generäle, und — die Nachricht von der am 6. October stattgehabten Vollziehung der Urtheile. Lüften wir den Schleier nicht, der über die schmerzlichen Vorgänge jener Zeit gebreitet ist!

Noch im Laufe des Jahres 1849 erhielt ich zwei Mal vom Stuhlrichter die Aufforderung, mich nach Kaschau zur Einreihung in die österreichische Armee zu stellen. Ich warf die Schreiben in's Feuer. Gegen Ende Januar 1850 besuchten mich zwei Bekannte, stellten mir die Verlegenheit des armen Stuhlrichters vor, der Nichts gegen mich unternehmen wolle, aber dafür in Gefahr sei, sein Amt zu verlieren, das die Familie nähre. Der Eine, mein alter Freund, Graf Ferdinand Sztáray, bot mir an, mich nach Kaschau zu begleiten, dort durch Freunde, die er unter den höheren Militärs habe, mich vielleicht von der Einreihung zu befreien. Wir reiseten nach Kaschau; der Versuch schlug fehl. Eine Menge extremer Gedanken gingen mir durch den Kopf, als plötzlich mein guter Bruder in's

Zimmer tritt, der mir nachgekommen war, um mir, nebst einigem Geld, die Nachricht zu bringen, daß in Jablonka, meinem Wohnsitz, zwei Soldaten eingetroffen seien, mit dem Auftrage, mich in Ketten abzuführen. Ein Verhaftsbefehl war also gegen mich schon erlassen und ich — bewegte mich ungenirt inmitten der Stadt, wo mich Jedermann kannte und von wo der Verhaftsbefehl ausging! Es hieß nun einen Entschluß fassen. Eine Flucht hatte wenig Aussicht. Die Grenzen der Monarchie waren weit, Gensd'armerie sperrte alle Wege. Gleichwol blieb nichts Anderes übrig. Ich bestellte für den andern Morgen einen Bauernwagen und verbrachte den Abend mit meinen Bekannten im Wirthshaus.

Beim Morgengrauen fuhr ich auf der großen Landstraße nach Miskólcz zu, um Bánrève, ein Landgut meines Freundes, Baron Aloys Vay, zu erreichen. In der Mittagsstunde des zweiten Tages kam ich ungefährdet dort an; keinem Gensd'armen war ich begegnet. Zu meinem Schrecken hörte ich, daß der Hausherr abwesend, wegen seiner Theilnahme am Debrecziner Reichstage in Haft sitze.

Die hochherzige Hausfrau aber war anwesend; sie empfing mich mit gewohnter Güte, und bot mir ihr Haus als Asyl an; acht Honvédofficiere, meist Verwandte, waren bereits dort. Für den Augenblick war ich geborgen, doch die Gefahr einer Ueberrumpelung drohte fortwährend. Durch öffentliche Bekanntmachung waren 25 Gulden Belohnung Demjenigen versprochen, der einen Honvédofficier anzeige. Gensd'armerie war bereits im Dorfe. Die Bauern wußten, daß mehrere Flüchtlinge im Schlosse seien, aber kein einziger der braven Leute trug Verlangen, den Judaslohn zu verdienen. Wir vergnügten uns mit Billardspiel. Da stürzt eines Tages ein Diener zur Thüre herein, mit der Nachricht, die Gensd'armen kämen, um Hausuchung zu halten. Unsere Maßregeln für einen solchen Fall waren getroffen. Die heilige Hermandad zog unverrichteter Sache wieder ab. Ich und ein Camerad — Dyonis von Dessewffy — waren in eine Bodenversenkung gesteckt worden, die sich unter der Bettstatt der Hausfrau befand, und zur Aufbewahrung von Silberzeug und Documenten diente. So vergingen sechs Wochen in dem gastfreien Hause, dessen

Besitzerin ihre edelmüthige Gastfreundschaft leicht mit langem Kerker hätte büßen können. Im ganzen Lande dauerten die Inquisitionen, die Verhaftungen noch fort. Der Erste, der Bánrève verließ, war Oberlieutenant Neulinger, Stiefsohn des österreichischen Ministers Doblhof. Auch mir schaffte die Baronin einen regelrechten Paß; ich war in demselben als Adolf Seiler, Erzieher ihrer Kinder und gebürtig aus Troppau, bezeichnet. Ich mußte mir aber den Paß in Nyma Szombáth selbst abholen; der Präses der Verwaltungsbehörde, der mir ihn übergab, war ein alter, „nicht compromittirter" Ungar, der genau wußte, für Wen er den Paß unterzeichnete.

Ich trat nun die Reise nach Pest an, in die Höhle des Löwen, oder, wie man damals sagte, der „Hyäne". Ein guter Stern führte mich auch hier wieder. Ohne ernste Schwierigkeiten in Pest angelangt, hielt mein Wagen vor dem Andrássy'schen Hause am Josephsplatz. Ich frug nach dem Grafen Emanuel, dem Einzigen der drei Brüder, der nicht compromittirt war, weil er während der Kriegszeit in Indien reisete. Er war zur Zeit in Pest, aber

ausgegangen. Ich war mit den drei Brüdern oft in Terebes, bei ihrer Mutter, zusammengetroffen, und in Pest und Wien bei ihrem Vater. Ich kannte Emanuel als einen unerschrockenen patriotischen Mann, auf dessen Freundschaft man zählen konnte. Ich ließ mein Reisegepäck auf sein Zimmer bringen und empfahl dem Portier, einem alten Diener des Hauses, gegen Jedermann zu schweigen. Emanuel kam nach Hause und empfing mich, wie ich es erwartet hatte. Am Tage sah ich einzelne Bekannte bei ihm, des Abends gingen wir gewöhnlich aus, zu einer befreundeten Familie.

Hinein in die Höhle war ich wohl glücklich gekommen; aber wie hinaus kommen? Oeffentlicher Transportmittel, wie z. B. des Dampfschiffes, durfte ich mich nicht bedienen, da ich durch meine viele Reisen aller Orten bekannt war und vom ersten Besten erkannt werden konnte. Nach einigen Deliberationen wurde beschlossen, daß Andrássy's Kammerdiener mit meinem Paß per Dampfschiff nach Wien fahre, während ich, an des Letzteren Stelle, mit Andrássy nach Wien reise. Der Plan wurde in den ersten Tagen des April

ausgeführt. Es wurden vier Pferde Extrapost vor ein Coupé gespannt, Andrássy nahm darin Platz, und ich auf dem Bock. In früher Morgenstunde an der Wiener Mauthlinie angelangt, verlangte man den Paß; ich sagte ungarisch, man möge ihn vom Grafen verlangen. Endlich waren wir in Wien! in diesem Wien, wo ich unter so ganz anderen Verhältnissen gelebt hatte, und das ich heute als Flüchtling betrat!

In der Vorstadt ließ ich halten, nahm dem Anscheine nach Befehle von Sr. Gnaden in Empfang und entfernte mich, während der Wagen weiter rollte. Ich richtete meine Schritte nach dem Hôtel „National",, einem Hôtel dritten Ranges in der Leopoldstadt. Dorthin brachte mir vom Dampfschiff aus der Kammerdiener meine Sachen. Den Paß hatte man den Dampfschiffpassagieren mit der Weisung abgenommen, daß das Visum zur Weiterreise nur bei persönlichem Erscheinen auf der Polizeidirection ertheilt werde. Tableau! sehr ernstes Tableau! Auf der Polizeidirection konnte ich mich unter keinen Umständen sehen lassen; dort kannten mich von meinen Ritten und Fahrten im

Prater her die meisten Constabler, mit denen ich wegen Schnellfahren auch einige Conflicte gehabt hatte. Es ist mir öfter im Leben geschehen, Glück im Unglück zu haben; dies war jetzt auch in Wien der Fall. Ich nahm einen alten biederen Lohndiener des Hôtels bei Seite, drückte ihm fünf Gulden in die Hand und bat ihn, mir meinen Paß zu bringen, so daß ich Abends abreisen könne. Ich selbst hätte nothwendige Geschäfte in der Vorstadt Landstraße, so daß mir keine Zeit bliebe, auf die Polizei zu gehen. Er versprach sein Möglichstes zu thun. Ich ging nun aus, weil ich wußte, daß es sonst bei dem Lohndiener Verdacht erregt hätte. Langsam fortschlendernd, vertiefte ich mich in Betrachtungen über Einst und Jetzt, so daß ich aller Vorsicht, der Gefährlichkeit meiner Lage total vergaß. Ohne recht zu wissen wie, war ich bis in die Rothethurmstraße gerathen, als plötzlich die hohe Figur des Generals Fürsten Montenuovo vor mir steht. Er hatte mich bereits erkannt. „Unglücklicher, wie kommen Sie hierher?“ fragte er mich. „Ich bin auf der Flucht“, erwiderte ich, „und ich denke, daß ein Montenuovo mich nicht

verräth." „Davor sind Sie allerdings sicher", gab er zur Antwort; „aber ich rathe Ihnen, eilen Sie fort, denn wenn man Sie fängt, so hängt man Sie." „Ich danke für das Aviso", rief ich ihm zu und eilte davon. Meine Träumerei war gründlich vorüber, wie man denken kann. Was ich bisher nur geahnt hatte, das wußte ich jetzt ganz genau: man war mir in Wien besonders freundlich gesinnt! Warum? Das weiß ich bis heute noch nicht. In Ungewißheit darüber, ob ich das Paßvisum durch den Lohndiener erhalten würde oder nicht, und ob es mir, selbst im günstigen Falle, gelingen werde, die österreichische Grenze zu überschreiten — mein Paß war nur für das Inland giltig — kam ich auf den Gedanken, noch ein anderes Auskunftsmittel zu versuchen. Ich fuhr in einem Fiaker auf die preußische Gesandtschaft, ließ den Gesandten um eine Unterredung ersuchen, und bat ihn um einen Paß zur Ueberschreitung der Grenze. Ein englischer oder französischer Gesandter wäre, wie dies mehrfache Beispiele darthun, vielleicht nicht vor der persönlichen Verantwortung zurückgeschreckt, seine formellen Befugnisse zu über-

schreiten, wenn es sich darum handelt, einem politisch verfolgten ehemaligen Landsmann das Leben zu retten. Doch für den preußischen Bureaukratenzopf jener Zeit war eine solche Zumuthung zu stark. Der Gesandte drückte mir seine Theilnahme aus, bedauerte aber, mir nicht willfahren zu können. Alles, was er zu thun vermöge, sei das, daß er mir durch einen Beamten der Gesandtschaft ein Empfehlungsschreiben an den Director der Rothschild'schen Güter in preußisch Schlesien schreiben lasse, der mir vielleicht zur Ueberschreitung der Grenze behilflich sein könne. Uebrigens mache er mich darauf aufmerksam, daß das Gesandtschaftshôtel von Spionen umstellt sei; ich möge die größte Vorsicht beim Verlassen desselben gebrauchen. Neues Tableau! Ich kam dennoch ungefährdet nach meinem Hôtel zurück. Der biedere Lohndiener hatte mir wirklich den Paß mit dem Visum gebracht. Ich löste Abends im Nordbahnhof ein Billet zweiter Classe, und bestieg den Zug, der nach Oderberg führt. In der Station Gänserndorf geschah damals die Paßrevision. Den Hut tief in's Gesicht gedrückt, den Paletotkragen aufgeschlagen, saß ich in einer

Ecke. Die Waggonthüre geht auf, und sich zuerst an mich wendend, leuchtet mir der inspicirende Polizeibeamte mit der Laterne in das Gesicht mit den Worten: „Wie heißen's?" Mein Pseudonymname war mir noch nicht geläufig, ich konnte ihn im ersten Augenblick nicht finden, und griff in die Tasche nach dem Paß. „Na wie heißen's?" wetterte der Sbirrenhäuptling zum zweiten Male. „Da hoben's meinen Paß", gab ich zurück. Er betrachtete prüfend das Visum, händigte mir den Paß wieder ein und wandte sich nun an die anderen Reisenden. Diese Station des Calvarienberges war also auch glücklich überstanden!

Am nächsten Morgen kamen wir in Oderberg an. Ich nahm ein Zimmer im Wirthshaus, trank einen Caffee, steckte dann den Zimmerschlüssel zu mir und ging auf Recognoscirung aus. Meine Schritte richtete ich der Oder zu, in der Absicht, den Fluß nöthigenfalls zu durchschwimmen. Einige Landleute zeigten mir die Richtung an, in welcher eine Ueberfuhr zu finden sei. Es regnete in Strömen. Nirgend einen verdächtigen Finanzwächter erblickend, durchschritt ich eine große nasse Wiese, die an ihrem

anderen Ende mit Erlensträuchern dicht bewachsen war. Hier traf ich einen Fußsteig, dem ich nun folgte. Ich gelangte an einen 7—8 Fuß breiten, ziemlich tiefen Bach, der mit gelbem Lehmwasser bis an die Ufer angeschwollen war. Ein ganz schwacher, sich beim ersten Tritt biegender Erlenzweig diente als Ueberbrückung. Nur ein Seiltänzer konnte sicher darüber hinwegkommen. Erst zögerte ich, den Uebergang zu versuchen; das schmutzige Wasser des Baches, die kalte Tagesluft, waren nicht einladend für ein Bad. Aber es gab keinen anderen Weg, der hin nach Küßnacht führte. Drei Schritte hatte ich glücklich balancirt, als in meinem Rücken ein schriller Pfiff ertönt, der meine Schritte unwillkürlich hastiger machte. Der Steg brach, und ich lag bis an die Arme im Wasser! Einen Erlenzweig des andern Ufers erfassend, konnte ich mich herauswinden. Wenn der Pfiff mir gegolten hatte, so mußte mich ein Zollwächter bemerkt haben, der mir wahrscheinlich auf dem Fuße folgte. Schnellen Schrittes eilte ich weiter. Bald befand ich mich wieder auf einer freien Wiese, hinter welcher ich die Oder fließen sah, ein Anblick, der

in mir ungefähr dieselben Gefühle erregte, als dem Schiffbrüchigen, der Land sieht. Als das Oderufer erreicht war, gewahrte ich auf der anderen Seite einen Kahn, in dessen Nähe ein Knabe saß. Ich winkte ihm herüberzukommen, eine Zehngulden-banknote emporhaltend, um ihn zur Eile anzuspornen. Die Zeit war kostbar. Ehe der Kahn noch bis in die Mitte des Flusses gelangt, traten aus dem Erlengebüsch zwei Finanzwächter hervor, die sich in Lauf setzten, um mich, den sie für einen Tabackpascher halten mochten, einzuholen. Der Kahn näherte sich indeß dem diesseitigen Ufer, ich schwang mich hinein, und hörte nur noch das Fluchen der Zollwächter, denen die gehoffte Beute entgangen war.

Ich war frei! Der Knabe führte mich nach einem nahen Bauernhause, wo ich versuchte, meine mit einer Schlammkruste überzogenen Kleider etwas zu trocknen. Der gewonnenen Freiheit vermochte ich mich nicht zu erfreuen. Das Leben, die persönliche Freiheit waren gerettet; trostlos, traurig aber war die mir bereitete Lage. Von meiner Familie weit getrennt, mein Vermögen zerrüttet, die Heimat

verloren! War es der Mühe werth gewesen, dafür das Leben zu retten? Wahrlich, nein! Ich würde die Rettung auch gewiß nie versucht haben, wenn ich als Egoist gedacht hätte.

Die Kleider wollten nicht trocknen, der Frost schüttelte mich, ich mußte fort, so wie ich war. Der Bauer fuhr mich nach dem wenige Meilen entfernten Landsitz eines Verwandten, des Herren von Selchow in Rudnik, wo ich mich im Kreise seiner gemüthvollen Familie von den ausgestandenen Strapazen einigermaßen erholte. Ich ging dann auf einige Tage nach Schloß Dobrau zu meinem unvergeßlichen Onkel, dem Bruder meines verstorbenen Vaters, und von dort nach Berlin. Hier lebte damals die Schwester meiner Mutter, die Baronin Bianca Fircks, eine an Herz und Geist ausgezeichnete Dame. Durch ihre Schwester von meinem Verschwinden und von der Ankunft der zwei Soldaten in Jablonka, in Kenntniß gesetzt, hatte tiefe Kümmerniß sie meinetwegen ergriffen. Ihre Freude war groß, als sie mich wiedersah. Uebrigens glaubte sie für meine Sicherheit schon gesorgt zu haben, indem auf ihr Bitten die Königin

Elisabeth einen Courier nach Wien geschickt, und um Gnade für mich nachgesucht hatte. Ich sprach der guten Tante meinen Dank aus für ihr Bemühen, bat sie, auch der Königin meinen ehrerbietigsten Dank zu Füßen zu legen, erlaubte mir aber der Meinung zu sein, daß selbst die königliche Fürsprache nicht ausgereicht hätte, mich vor der Rachsucht der in Oesterreich damals absolut herrschenden Camarilla zu schützen. Frau von Fircks hielt diese Meinung für freventlichen Zweifel. Es war nur zwei oder drei Tage später, daß ich, bei ihr eintretend, sie sehr verlegen fand. Die Oberstthofmeisterin Gräfin Dönhoff hatte ihr eben einen Brief von der Königin gebracht, der meine Meinung vollauf bestätigte. „Ich bedaure sehr, Ihnen bezüglich Ihres Neffen keine gute Nachricht geben zu können. Er muß doch ein schlimmer Mensch sein, viel Böses gethan haben, denn meine Schwester schreibt mir, er könne seiner gerechten Strafe nicht entzogen werden.“ So lautete der Hauptinhalt des Briefes. Wie mußten mich die damaligen Machthaber, die Haynau, die Schwarzenberg, und tutti quanti, allerhöchsten Orts beschrieben haben,

damit man mich für so besonders strafwürdig hielt! Ich war eben ein Deutscher von Geburt, und das war ein unausführbares Verbrechen in ihren Augen. Seltsame Fügung des Schicksals! Sechzehn Jahre später verweigerte, mit fast denselben Worten Benito Juarez die Begnadigung eines edeldenkenden sehr hochstehenden Mannes, den vor der Geschichte ebenfalls kaum ein anderer Vorwurf treffen wird, als der, den Umständen erlegen zu sein.

In Berlin, in dem Staate des großen Friedrich, glaubte ich frei zu sein von polizeilicher Belästigung, frei in dem Sinne, wie man es heute — Dank dem Martyrium so Vieler, die für die Erringung vernünftiger, gesetzmäßiger Freiheit gelitten — im ganzen civilisirten Europa factisch ist. Ich hatte dem Staate mit Ehren gedient, war ihm keine Verpflichtung schuldig, hatte mich gegen keines seiner Gesetze vergangen. Aber das Preußen von damals war nicht mehr das Preußen Friedrich's II., und es war noch nicht das Deutschland Wilhelm's I. In den Augen der preußischen, wie der österreichischen Regierung war jeder Ungar, der

für sein Vaterland gekämpft hatte, ein Rebell, ein gefährlicher Umsturzmann. Ich wurde auf die Polizei citirt, ich kam nicht; abermalige Citation, unter Androhung von Gewaltanwendung, abermalige Weigerung. Darauf erschien der bekannte Criminalpolizei-Rath Goldheim in hocheigener Person bei mir, und begann, übrigens unter Beobachtung sehr höflicher Formen, mich einem Verhör zu unterziehen. Ich schnitt dasselbe mit einer Erklärung ab, deren Logik meinem Inquirenten, welcher überdies auf den ersten Blick erkannt haben mochte, daß er es nicht mit einem verschmitzten Verschwörer, sondern mit einem ehrlichen Soldaten zu thun hatte, Eindruck machte: „Wenn Sie mir sagen, was ich gegen Preußen verbrochen habe, so werde ich Ihnen Rede und Antwort stehen, wenn nicht, nicht, außer Sie erklären mir, daß Berlin zu einer Polizeifiliale von Wien herabgesunken ist.“ Goldheim stand auf; steckte das angefangene Protokoll in die Tasche, und empfahl sich mit der Entschuldigung, daß er höherem Auftrage hätte folgen müssen. Angewidert von dem, was ich in Berlin sah und hörte, beschloß ich, mich nach Paris

zu meinen dort weilenden Exilsgenossen zu begeben. Ich richtete an das Polizeipräsidium schriftlich das Ersuchen, mir einen Paß für die Reise bis Paris ausstellen zu wollen. „Euer p. p. kann als Ausländer ein Paß diesseits nicht ertheilt werden. Hinckeldey," war der Bescheid. Dieser Bescheid mag ganz reglementsmäßig gewesen sein, charakterisirt aber den Zopf jener Zeit; denn entweder mußte man mich in Berlin behalten wollen, auch ohne Legitimationspapiere, oder man mußte mir den Paß für die Fortreise geben. Durch die Freundlichkeit eines mir bekannten Landrathes erhielt ich endlich den gewünschten Paß.

In Aachen brauchte ich die Schwefelbäder, und begab mich im August, in Gesellschaft der Herren Adolf von Steffens und Heinrich Cocqueril nach Ostende. Ich ward hier zwei russischen Damen, der Fürstin Gortschakoff und der Gräfin Rüdiger vorgestellt, deren Gatten den Feldzug in Ungarn als hohe Generale mitgemacht hatten. Unnöthig zu sagen, daß beide Damen die Gefühle zu Gunsten Ungarns theilten, die in der russischen Armee verbreitet waren. Sie erzählten mir als Thatsache,

daß bei der im Rückzug aus Ungarn begriffenen russischen Armee, wegen der Hinrichtung der ungarischen Generale ein solcher Sturm des Unwillens unter den Officieren ausbrach, daß achtzig derselben nach Sibirien deportirt wurden!

Im November (1850) traf ich in Brüssel mit einem lieben Freunde, dem Obersten Josef von Kászonyi zusammen; wir gingen bald darauf nach Paris, wo wir fast drei Jahre lang porte à porte im selben Hause wohnten.

Paris war oder wurde allmälig der Sammelplatz für einen großen Theil der ungarischen Emigration. Ich nenne hier Einige der Namen: die Grafen Ladislaus Teleky und Julius Andrássy, General Klapka, Graf Casimir Batthyányi, Graf Ladislaus Csáky, Oberst Nicolaus Kiss de Nemeskér, die Grafen Paul Ezterházy und Anton Zichy, Alexander Teleky, dann Gorové, Bitto, Daniel Irányi, Bartholomeus Szémere, Graf Kálmann Schmidegg, Paul von Almássy, Bischof César Mednyánszki, der alte Böthy, Friedrich Szarvády, General Czecz, Pongrácz u. A. m. — Laczy Teleky war schon während der Kriegszeit als ungarischer

Gesandter nach Paris gekommen. Er erfreute sich einer großen persönlichen Achtung bei der französischen Regierung, der gegenüber er nunmehr der Vertreter oder Chef der Emigration war. Nur auf seine Empfehlung, beziehungsweise Bürgschaft, erhielten die ankommenden Emigranten von wenig bekannten Namen die erforderlichen Permis-de-séjour ausgefertigt, einzelne Bevorzugte auch Reisepässe. Ich erhielt durch Vermittelung Teleky's und des Prinzen Napoleon, meinen ersten, auf Jahresdauer lautenden Paß im Jahre 1853, der bis 1867 stets erneuert wurde.

Teleky war eine originelle Erscheinung. Er hatte einen scharfen, lebhaften Geist, ein sehr verbindliches Wesen, und viel diplomatisches Talent. Dabei war er Ehrenmann „vom Scheitel bis zur Zehe". Sehr eitel, war er leicht beleidigt; das geringste Wort, das ihm mißfiel, konnte ihn zu einer Herausforderung veranlassen. Schlimme Streiche spielte ihm zuweilen seine Zerstreutheit; einmal ging er in Genf, statt mit dem Spazierstock, mit einer Feuerzange aus, und bemerkte den Irrthum erst an dem Lachen eines ihm begegnenden

Bekannten. Ein wie bedeutender Mann er gleichwol war, davon zeugt die hervorragende Rolle, die er später als Chef der Opposition auf dem Reichstage spielte. — An Jahren viel jünger als Teleky, ihn aber an Selbstbewußtsein der Ziele, ich möchte sagen an sittlichem Ernst überragend, war Gyula Andrássy. Ein ruhiger Denker, seinen Gleichmuth nie verlierend, entwickelte er schon früh das Talent, seine Gegner mit Witzen zu schlagen. Ich hatte ihn seit dem Sommer 1848 nicht gesehen, wo er damals, nur 24 Jahre alt, als Obergespann des Zempliner Comitates einer stürmischen Ständesitzung mit bewundernswerther Ruhe präsidirte. Andrássy war nur den Frauen gegenüber eitel, deren Herzen ihm seine schwarzen Locken leicht gewannen. Er war der Einzige in der Emigration, der mit Ausdauer sich ernsten Studien hingab, besonders seiner Lieblingswissenschaft, der Strategie. Ihn eines Tages in seinen Büchern vertieft findend, prophezeihete ich ihm, er würde noch einmal Minister oder General; er ist *Beides* seither geworden. Eines Tages trat Andrássy zu mir in's Zimmer, die Wiener Zeitung in der Hand, und unaufhörlich

lachend. Auf meine wiederholte Frage, was es denn in der amtlichen Wiener Zeitung so Komisches gäbe, reichte er mir das Blatt mit den Worten: „Da, lies mein Todesurtheil, es ist so gut motivirt, daß ich mir einst kein schöneres Epitaph auf meinen Grabstein wünschen kann.“ In der That, die Motive des Urtheils, die, wenn ich mich gut erinnere, hauptsächlich aus Andrássy's diplomatischem Wirken in Konstantinopel geschöpft, waren vom ungarischen Standpunkt aus ein glänzendes Lob für seine Leistungen, und über die „in effigie vollzogene Execution“ konnte er in Paris wol lachen! Eine schöne männliche Erscheinung war Casimir Batthyányi. Er war ungarischer Minister des Aeußern gewesen, oder, wie die Spötter sagten: ministre des affaires qui lui étaient étrangères. Er besaß ein Einkommen von jährlich 400,000 Gulden, das ihm Oesterreich confiscirte; er war auch der nächste Erbberechtigte seines Bruders, des Fürsten gleichen Namens. Das Schicksal versagte ihm die Genugthuung, die Wiederherstellung der Gesetzlichkeit und Unabhängigkeit des Vaterlandes, für das er so große Opfer gebracht hatte,

zu erleben; er starb im Exil in fast dürftigen Verhältnissen. — Szémére war Minister des Innern unter Kossuth gewesen; von den Ministern der Einzige, der republikanischen Tendenzen zustrebte. Mit gutem Verstand begabt, hatte er doch wenig Freunde, wegen seiner Neigung zur Intrigue. — Paul Ezterházy, ein Bruder des spätern österreichischen Ministers Grafen Moritz, war von Hause sehr reich. Er war Oberst in Komorn, und durch die Kapitulation der Festung straffrei. Ueber ihn läßt sich kaum viel Anderes sagen, als daß er ein vornehmer Mann und redlicher Patriot war. Paul besuchte oft England, und war in der hohen Gesellschaft von London sehr bekannt. Die österreichische Regierung bemühte sich während und nach dem Kriege durch ihre Diplomaten den Glauben im Ausland zu verbreiten, daß die ungarische Revolution nur das Werk einer kleinen demokratischen Partei war, von der sich alle besseren Elemente der Nation fern hielten. Der Fuchs Palmerston, der genau die Sachlage kannte und sich über diese, der Wahrheit in's Gesicht schlagenden Versicherungen des österreichischen Gesandten ärgerte, beschloß diesem

einen Streich zu spielen. Er lud ihn und den ihm befreundeten russischen Gesandten zu einem Diner, zu dem auch Graf Paul geladen war. Als der österreichische Gesandte diesen erblickte, war er indignirt über den ihm angethanen Affront, und erklärte dem Lord Palmerston, an dem Diner nicht theilnehmen zu können. Palmerston that sehr überrascht, und frug, ob denn Graf Ezterházy auch ein rother Rebell sei? Er, Palmerston, kenne Ezterházy seit vielen Jahren als einen conservativen und royalistisch gesinnten Mann, und könne er nicht begreifen, wie der ein Rebell sein solle. Der Gesandte möge diese Begegnung nur sich selbst zuschreiben. Wenn er nicht zum Diner bleiben wolle, so bedaure er — Palmerston — das sehr, könne es aber nicht ändern. Der Gesandte verließ den Saal.

Durch Teleky wurde ich bei Victor Hugo und Emanuel Arago eingeführt. Bei Beiden fanden wöchentliche Empfangsabende statt, die das rendezvous der politischen Gesellschaft waren. Man begegnete dort den Koryphäen der republikanischen Partei, den Männern der Wissenschaft, der Kunst

und der Literatur. Ein kleiner Unterschied war indessen doch bemerkbar. In den Soiréen bei Arago wurden vorzugsweise Fragen der Politik oder der Wissenschaften erörtert, während die Unterhaltung im Hause des Poeten mehr schöngeistiger Natur war. Ein interessanter, aber viel kleinerer Cirkel war der bei Madame Hortense Cornu. Durch Geist, Charakter und Liebenswürdigkeit gleich ausgezeichnet, stand sie in hohem Ansehen, und mußte man es als eine Gunst betrachten, in ihrem Kreise aufgenommen zu sein. Sie war eine Milchschwester Louis Napoleon's, war mit ihm innig befreundet, und die Mitarbeiterin an seinen literarischen Werken gewesen. Dies Freundschaftsverhältniß erfuhr eine plötzliche Aenderung durch den Staatsstreich. Jede Verbindung mit Louis Napoleon abbrechend, nannte sie ihn nur noch einen Eidbrüchigen, einen Elenden; alle Versuche des Prinz-Präsidenten und Kaisers, die von ihm hochgeschätzte Frau zu versöhnen, blieben erfolglos. Ich war einmal Zeuge eines solchen Versuches, den der bekannte Herr Mocquart im Auftrage des Kaisers machte, ohne sich durch meine Gegenwart beirren zu lassen. „Je n'ai plus

rien de commun avec ce parjure, ne m'en parlez plus" erhielt er zur Antwort, und entfernte sich schweigend.

Es ist unerklärlich, daß die republikanische Partei sich von dem Staatsstreich so überraschen ließ, obwol die Vorbereitungen dafür dem Auge des objectiven Beobachters schon seit lange sichtbar waren. Während der letzten Wochen vor Ausführung desselben sprach man in den Salons mehr oder weniger laut von einer solchen Eventualität, doch schien sie Niemand au sérieux zu nehmen. Um 9 Uhr des Morgens, am 2. December 1851, trat ein Bekannter vor mein Bett, der französische Capitaine Zglinicki, Adjutant des Marschalls Jérome, und weckte mich mit der Nachricht von der Vollziehung des Staatsstreiches. Thiers, Arago, Hugo und alle die Anderen waren arretirt, das Kammergebäude und alle strategisch wichtigen Punkte der Stadt mit Truppen besetzt. Ich war schnell angekleidet. Wir gingen die Boulevards entlang nach der Madelainekirche zu, und über die rue royale nach der place de la Concorde. Die Straßen waren gänzlich menschenleer, nur Militärposten waren von Distance zu

Distance aufgestellt. In der rue royale sahen wir den Prinz-Präsidenten in Begleitung von Fleury und noch einem andern Officier langsamen Schrittes reiten. Wir befanden uns auf dem Trottoir, in gleicher Höhe mit den Reitern, als aus einem gegenüberliegenden Fenster ein Schuß ertönte, und eine augenscheinlich dem Prinzen bestimmte Kugel vor unseren Füßen auf dem Trottoir einschlug. Louis Napoleon wandte kein Auge, nur seine zwei Begleiter blickten nach den Fenstern hinauf. Auf der place de la Concorde drehte ich mit Zgliniczki um, und richteten wir unsere Schritte nach dem Hotel d'Espagne, in der rue Taitbout belegen, wo damals die Gräfin Csáky, die Mutter von Laczy Csáky logirte, und — wenn ich mich recht erinnere — auch Gräfin Andrássy, die Mutter von Gyula.

Der 2. und der 3. December gingen ohne besondere uns bemerkbar werdende Vorgänge vorüber. An einigen Straßenecken war eine Proclamation angeschlagen, welche Louis Napoleon für vogelfrei erklärte. Die Boulevards waren mit Menschen dicht gefüllt. In der Menge hörte man öftere Aus-

rufe der Entrüstung oder Drohung. Ein Heer von Polizisten war längs der Boulevards aufgestellt, die Polizei mahnte fortwährend nicht stehen zu bleiben, und verhaftete die sich Widersetzenden, die zu lauten Schreier. Besonders des Abends wurde das Gedränge stärker, die Conflicte häufiger. Am 4. December Vormittags befand ich mich wieder im Hotel d'Espagne, das wegen seiner Lage dicht neben Tortoni ein günstiger Beobachtungspunkt war. Andrássy proponirte mir einen Gang auf die Boulevards. Neben Tortoni waren Truppen aufgestellt, die Circulation gehemmt. Wir machten einen Umweg und debouchirten durch die rue Drouot auf die Boulevards, die dort ganz menschenleer waren; nur neben Tortoni und neben der passage Jouffroy standen starke Militärabtheilungen. Uns der passage de l'Opéra nähernd, gewahrten wir zwei elegant gekleidete Herren auf dem Trottoir, sich ruhig miteinander unterhaltend. Ein Cavallerieofficier ritt an die zwei Gentlemen heran und befahl ihnen, sich zu entfernen; sie protestirten gegen diese „Willkür", worauf der Officier den einen Herrn mit dem Säbel über das Gesicht

schlug, so daß dasselbe sofort mit Blut überdeckt war. Nicht geneigt uns einer ähnlichen Brutalität auszusetzen, lenkten wir unsere Schritte nach der entgegengesetzten Seite, nach der passage Jouffroy zu. Einzelne Schüsse fielen da oder dort, wahrscheinlich von betrunkenen Soldaten herrührend, denn sämmtliche Truppen befanden sich in angeheitertem Zustande. Die Schüsse wurden aber immer häufiger, die Kugeln kamen uns immer näher, so daß wir es gerathen fanden, den Rückweg einzuschlagen. Bald darauf hörte man Kanonendonner und Gewehrfeuer in der Richtung des Boulevard Montmartre. Der Kampf gegen das Volk hatte begonnen, sein Ausgang ist bekannt.

Im Frühjahr 1853 verließ ich Paris. Ein hartnäckiges Augenleiden, dessen Heilung Sichel und Démarre fruchtlos versucht hatten, und finanzielle Rücksichten, veranlaßten mich nach Berlin zu gehen, wo mich Professor Gräfe in die Cur nahm. Diesmal kam ich nach Berlin nicht als ein wegen mangelnder Legitimationspapiere verdächtiges Individuum, sondern versehen mit einem französischen Paß, der mir Schutz und Protection versprach;

eine Zusicherung, die, wie mir der französische Gesandte Marquis de Moustier ausdrücklich versicherte, eventuell kein leeres Wort sein würde.

Durch ein Empfehlungsschreiben, das Herr Emanuel Arago so gütig war mir an Alexander v. Humboldt mitzugeben, ward mir die Ehre zu Theil, den berühmten Verfasser des Kosmos kennen zu lernen, und zuweilen eine viertel Stunde mit ihm zu plaudern, oder vielmehr ihm zuzuhören. Viel und gern verkehrte ich mit Varnhagen von Ense, nur dem Verkehr mit seiner Nichte Ludmilla Assing vermochte ich, aufrichtig gesagt, keinen Geschmack abzugewinnen. Von den Häusern der großen Gesellschaft besuchte ich häufig nur die des Kriegsministers Herrn v. Bonin, der Gräfin Lottum, des Marquis de Moustier, des Lord Loftus, und des Grafen Launay, doch war ich auch auf einigen Soiréen bei Herrn v. Manteuffel, damaligem Ministerpräsidenten, und bei Herrn v. Hinckeldey, dem Polizeipräsidenten, der später in dem Duell mit Lieutenant v. Rochow erschossen wurde. Es konnte nicht fehlen, daß ich dem österreichischen Gesandten, Grafen Ernst Ezterházy, häufig in der Gesellschaft

begegnete, ihm aus denselben Gründen ein Dorn im Auge war, wie Graf Paul Ezterházy dem österreichischen Gesandten in London. So geschah es einmal auf einem Balle bei Lord Loftus, daß der Gesandte unfreiwilliger Zuhörer einer Unterhaltung zwischen dem Prinzen Wilhelm von Baden und mir wurde, die ihm kaum angenehm in die Ohren klingen konnte. Der Prinz erzählte mir, daß er eben von einer Reise nach Léva in Ungarn zurückgekehrt sei, wo ihm sein als Husarenrittmeister dort stationirter Bruder alles bestätigt habe, was ich früher über die Zustände in Ungarn gesagt, was aber damals ihm, dem Prinzen, als übertrieben und unwahrscheinlich erschienen wäre. „Erklären Sie mir aber," fügte der Prinz hinzu, der bei dem großen Gedränge ebensowenig wie ich die Gegenwart Ernst Ezterházy's bemerkt hatte, „erklären Sie mir, wie kommt es, daß dennoch Träger großer ungarischer Namen dem österreichischen Regime dienen?" Ich gab mit gewohntem Freimuth die richtige Antwort, als der Prinz mich ganz erschrocken am Arm faßte: „Um Gottes willen still! da steht ja Ezterházy dicht neben uns, er muß

jedes Wort gehört haben." „Desto besser," entgegnete ich, und wir wechselten das Gesprächsthema. Oesterreich beantragte wirklich meine Ausweisung aus Berlin; ich hatte jedoch nicht nöthig den französischen Schutz anzurufen, denn Herr v. Manteuffel wies selbst dies Ansinnen zurück. Man sah damals in Berlin schon klarer in Bezug auf Ungarn, und hatte außerdem „Olmütz" im Magen.

Während zweier Sommer brauchte ich die Cur in Homburg, zwei andere Sommer brachte ich bei Verwandten auf dem Lande zu. In Dresden war ich mit einigen Russen bekannt geworden, den höchsten Schichten der Gesellschaft angehörig. Ich hatte einmal ein Gespräch mit dreien derselben, das mir jetzt, wo es sich immer deutlicher zeigt, daß der Nihilismus alle Classen der russischen Gesellschaft durchdringt, wiederholt in's Gedächtniß zurückkommt. „Ihr Ungarn handelt recht thöricht", sagte der Eine, „Ihr schlagt Euch gegen die Soldaten des Kaisers; wir Russen, wir erdrosseln unsere Monarchen, wenn sie übermüthig werden." Ich konnte ihm nur erwiedern, daß dies echt russisch sein möge, aber ritterlich sei es nicht. Im

Jahre 1855 machte ich eine Reise nach Kopenhagen, zum Besuche eines Freundes, des Baron Adolf Steffens, der dort als preußischer Geschäftsträger fungirte. Aus der Zeit meines Aufenthaltes in Deutschland will ich noch eines Curiosums gedenken. Nicht in eigener Sache, sondern für einen Anderen eintretend, hatte ich im Frühjahr 1854 ein Duell mit einer hochgestellten Persönlichkeit. Ich erhielt einen Schuß in die rechte Hüfte. Die Kugel hatte Rock, Hose und Hemde durchlöchert, war aber nicht in den Leib gedrungen, sondern fand sich in der Tasche meines Beinkleides vor. Professor Langenbeck legte mir auf dem Kampfplatz den Verband an und untersagte die Fortsetzung des Kampfes. Da die Wunde nicht heilen wollte, ließ ich acht Tage später den Professor zu mir bitten. Hier erfuhr ich zu meiner Ueberraschung, daß meine Verwundung einen ganz absonderlichen Fall constituire, den Langenbeck als einen der merkwürdigsten, als einen solchen, der vielleicht in hunderttausend Fällen nicht wieder vorkommt, in seinen Annalen verzeichnet hat. Der Professor erklärte dies in folgender Weise: „Wie aus der Rundung des durch die

Kugel in Kleidung und Hemd geschlagenen Loches hervorgeht, ist die Kugel ungefähr eine Spanne weit in den Körper eingedrungen gewesen, und dann durch die Widerstandskraft des sich genau an diesem Punkte concentrirenden Muskelsystems wieder zurückgeworfen worden. Einen Centimeter höher, tiefer oder seitwärts, oder einen Schritt näher, so war der Tod unausweichlich." Ohne eitel zu sein, ist es mir doch eine Genugthuung, die medicinisch-chirurgischen Annalen des berühmten Professors um einen interessanten Fall bereichert zu haben.

Es folgen nun einige vergleichsweise ruhige Jahre, von 1857—1861, die ich mit meiner Frau in Genf verlebte, wo wir mit den Familien Revilliod, Saussure, James Fazy, Simon, Karl Vogt, Bovy-Lisberg u. A. verkehrten. Auch Klapka, Teleky, Almássy wohnten zeitweise dort. Wir machten eine Reise nach England und fixirten uns im Frühjahr 1862 in Paris.

Von meinen näheren Bekannten aus den Kreisen der Emigration residirte damals nur Einer noch in Paris, der Oberst Nicolaus Kiss de Nemeskér.

Er hatte eine in jeder Beziehung ausgezeichnete Dame aus der großen Pariser Gesellschaft geheirathet, und nahm schon damals in letzterer eine sehr geachtete Stellung ein. Ich hatte mich von activer Betheiligung an der Politik bisher fern gehalten. Meine politische Thätigkeit hatte sich darauf beschränkt, daß ich 1859 einige Broschüren und Zeitungsartikel gegen Oesterreich schrieb. Von dem Stande der Dinge in Ungarn, von unsern Aussichten oder Nichtaussichten auf Hilfe durch fremde Regierungen war ich nichtsdestoweniger immer ziemlich gut unterrichtet, kannte z. B. auch die Abmachungen von Plombières, zwischen Kaiser Napoleon und Cavour, lange Zeit früher, ehe man in den Cabinetten Europa's Näheres darüber wußte. Durch Kiss zuerst erfuhr ich von den auffälligen Allüren des preußischen Gesandten Herrn v. Bismarck, der in kleinerem Cirkel seiner Oesterreich feindlichen Gesinnung unverhohlen Ausdruck gab. Noch kürzlich hatte er, nach einem Diner bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn Thouvenel, einem Verwandten der Frau von Kiss, sich in Gegenwart einiger Personen geäußert, es

wäre seine Mission, Neu-Oesterreich zu zerstören, die Schmach von Olmütz auszuwetzen, den dünnen Leib Preußens umfangreicher zu machen. Aus anderen Quellen wußten wir, daß der König von Preußen ihm schon einmal die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten angetragen hatte, daß aber Bismarck den Posten ablehnte, weil der König ihm nicht „freie Hand gegen Oesterreich“ hatte gewähren wollen. Hier also eröffneten sich für uns Aussichten, wenn auch vorläufig noch sehr entfernt scheinende. Es war schon seit 1850 immer meine Ansicht gewesen, — Andrássy erinnert sich dessen vielleicht noch, obwol er mich damals verlachte — daß Ungarn weder durch Frankreich noch durch Italien seine gesetzliche Freiheit wiedererlangen werde, sondern nur durch Preußen, wenn dieses einmal zur Erkenntniß seiner nationalen Aufgabe in Deutschland käme, und sich mächtig genug zeige, um sie durchzuführen.

Der kaum gehoffte Fall schien plötzlich in naher Aussicht zu stehen. Das Ministerium Hohenzollern hatte demissionirt, Bismarck war nach Berlin berufen und vom Könige zum Ministerpräsi-

denten ernannt worden. Wenige Tage darauf sollte er nach Paris kommen, um dem Kaiser Napoleon sein Abberufungsschreiben zu übergeben. Der Moment zum Handeln war gekommen. — Ich durfte annehmen, daß Herr v. Bismarck wisse, wer ich sei. Sechs Jahre früher, während einer kurzen Anwesenheit von mir in einigen gesellschaftlichen Kreisen zu Frankfurt a. M., war mit mir ein ganz ähnlicher Fall eingetreten, wie der mit Paul Ezterházy in London. Der österreichische Bundestagsgesandte hatte verlangt, daß ich mich ihm vorstellen lasse; ich hatte dies geweigert, nicht aus Ueberhebung oder Leidenschaftlichkeit, sondern einfach darum, weil ich mich nicht in eine falsche Stellung bringen wollte. Statt mich einfach zu ignoriren, hatte Se. Erlaucht erklärt, in keiner Gesellschaft erscheinen zu wollen, zu der ich geladen wäre. Die Dinge kamen so weit, daß der französische Gesandte Graf von Montessuis beim Kaiser Napoleon anfragte, ob er meine Einladung aufrecht halten solle oder nicht, und mir die bejahende Antwort selbst überbrachte. Ich lehnte die Einladung gleichwol ab, weil ich die Frankfurter

jungen Damen nicht um eine Menge guter Tänzer, die österreichischen Officiere, bringen wollte, denen es sonst untersagt gewesen wäre auf dem Balle zu erscheinen. Natürlich erstatteten sämmtliche Gesandte über diese Vorfälle Berichte an ihre Höfe. Bismarck war zu jener Zeit von Frankfurt abwesend, mußte aber wol bei seiner Rückkehr von den Dingen unterrichtet worden sein, schon durch seine Gemahlin, der ich präsentirt worden war. Genug, ich konnte vermuthen, daß mein Name und meine Stellung dem Herrn v. Bismarck nicht ganz unbekannt sei. Ich richtete also ein Schreiben an ihn, worin ich sagte, wenn es wahr sei, was man von ihm erzähle, daß er ein Feind von Oesterreich sei, dieses mit Krieg überziehen wolle, wenn ferner er nicht blos ein preußischer Felix Schwarzenberg, sondern ein deutscher Cavour zu sein gedenke, dann könne er auf die redliche und nützliche Mitwirkung Ungarns rechnen. Für diesen Fall stelle ich mich ihm zur Verfügung, behufs Einleitung der weiteren Schritte mit den maßgebenden Personen unter meinen Landsleuten. Diesen Brief gab ich am

Tage vor der Rückkehr Bismarck's im Gesandtschaftshôtel ab.

Am zweiten Tage nach der Abgabe des Briefes wurde ich früh 5 Uhr aus dem Schlafe geweckt, durch einen Leibjäger, der sich sehr ängstlich vergewisserte, ob ich auch wirklich Derjenige wäre, den er suche. Er sagte mir dann, daß der preußische Ministerpräsident mich ersuchen lasse um 8 Uhr früh bei ihm zu erscheinen. Zur bestimmten Stunde trat ich bei Herrn v. Bismarck ein, der damals am ersten Anfange seiner glänzenden aber mühevollen Laufbahn stand. Der Minister entschuldigte sich vorerst, mich im Schlafrock zu empfangen, er sei jedoch erst um 4 Uhr früh von dem Feste zurückgekehrt, zu dem ihn Kaiser Napoleon nach St. Cloud geladen hatte. Er bedaure auch, daß er mich zu so früher Stunde habe zu sich bitten müssen, doch er sei durch die zärtliche Fürsorge Metternich's (des österreichischen Botschafters) von Spionen umgeben, wünschte aber, daß ich von diesen nicht bemerkt würde. Herr v. Bismarck ließ sich nun von mir die Zustände Ungarns und die hervorragendsten Persönlichkeiten der Emigration

und des Landes schildern. Auf seine Frage, auf welche Art wir zu so genauer Kenntniß der Verhältnisse sowol bei Hofe als in der Administration und im Heere kämen, setzte ich ihm auseinander, daß sich dies einerseits daraus erkläre, daß ein großer Theil unserer Emigrirten den obersten Classen der Gesellschaft angehörte, die sowol bei Hofe wie auch im Heere Verwandte und gute Freunde hätten, und andererseits daraus, daß die patriotisch gesinnten Männer im Lande jede Gelegenheit benutzten, um uns von den dortigen Vorgängen auf dem Laufenden zu erhalten. Bismarck kam nun zu dem Punkt, der uns zusammengeführt hatte. „Ihre Voraussetzungen sind richtig. Ich habe mir zum Ziele gesetzt, die Schmach von Olmütz zu rächen, dieses Oesterreich niederzuwerfen, das uns auf das Unwürdigste behandelt, uns zu seinem Vasallen erniedrigen möchte. Ich will Preußen aufrichten, ihm die Stellung in Deutschland schaffen, die ihm als rein deutschem Staate gebührt. Ich verkenne nicht den Werth, den die Hilfe Ungarns für uns haben kann, und ich weiß, daß die Ungarn nicht Revolutionäre sind in dem gewöhnlichen Sinne des

Wortes. Uebrigens hat ja schon der große Fritz mit unzufriedenen ungarischen Magnaten wegen eines Bündnisses unterhandelt. Wenn wir siegen, so wird auch Ungarn frei werden. Verlassen Sie sich darauf."

Ich erlaubte mir die Frage, wie er sich die Neutralität Frankreichs werde sichern können, welches jedenfalls Gebietsabtretungen verlangen werde. „Darüber habe ich keine Sorge mehr," antwortete Bismarck mit jener Offenheit, die seither ihm so gute Früchte getragen hat. „Ich habe heute Nacht zwei Stunden mit dem Kaiser conferirt und die Zusage unbedingter Neutralität von ihm erhalten. Er sprach mir allerdings von einer kleinen Grenzberichtigung, wie er es nannte; er wollte das Saarbrückner Kohlenbecken haben. Ich erklärte ihm aber rund heraus, daß wir nicht ein einziges Dorf hergeben, denn wenn ich es selbst wollte, so würde mein König nie darein willigen. Darauf gab der Kaiser die Zusage. Er hält uns aber für schwach, oder überschätzt die Oesterreicher; er warnte mich mehrere Male. Als er mich trotz seiner Warnung guten Muthes sah, sagte er: „Thun Sie,

was Sie nicht lassen können." — Herr v. Bismarck forderte mich nun auf, ihm von Zeit zu Zeit Berichte über den Gang der Dinge und über die Verhältnisse in Ungarn einzusenden, doch möchten dieselben so verfaßt sein, daß er sie dem Könige vorlegen könne. Aber wie sollte ich ihm die Berichte auf sichere Weise zukommen lassen, so daß sie vor indiscreten Blicken bewahrt blieben? „Halt, jetzt weiß ich," rief Bismarck, „hier ist ein braver durchaus verläßlicher Mann, unser Consul Dr. Bamberg, den werde ich Ihnen schicken. Er thut seine Depeschen in einen eigenen Sack, der erst in Berlin geöffnet wird." Damit war die Unterredung zu Ende, ich aber — ich war plötzlich, und zum ersten Male im Leben, zum Conspirator geworden.

Ich beeilte mich, meine politischen Freunde von dem Inhalt dieser Unterredung in Kenntniß zu setzen. Die gewünschten Situationsberichte sandte ich an Herrn v. Bismarck während ungefähr eines Jahres ein, wo ich dann durch äußere Umstände daran verhindert wurde. Ich mußte nämlich wegen einer schweren Krankheit meiner Frau dieselbe im

Herbst 1863 nach Nizza führen und den Winter daselbst zubringen. Im Frühjahr 1864 begaben wir uns nach Bex in der Schweiz. Anfang Juni forderte mich General Klapka auf, eine Mission nach Bukarest, zum Fürsten Couza, zu übernehmen. Ein Angriff auf Oesterreich wurde in Italien vorbereitet. Garibaldi sammelte seine Schaaren, die Regierung lieh dem Plane ihre geheime Unterstützung, Kaiser Napoleon wußte darum. Meine Aufgabe sollte sein, vom Fürsten von Rumänien die Herausgabe jener 30,000 Gewehre zu erwirken, welche Kaiser Napoleon uns im Jahre 1859 für den von Rumänien aus geplanten Angriff überlassen hatte. Große Vorsicht war geboten, um nicht zu frühe die Aufmerksamkeit der österreichischen Regierung zu erwecken. Dem Charakter Couza's war wenig zu trauen; man hielt ihn sogar für fähig zum Verräther an unserer Sache zu werden. Meine Mission sollte deshalb durch den Anschein eines finanziellen Geschäftes verdeckt werden. Ich erhielt zu diesem Zweck, durch die Vermittlung von James Fazy, dem Präsidenten der Republik Genf, von dem Crédit foncier de France eine Vollmacht

zur Negocirung eines Staatsanlehens mit Rumänien.

Das gegen Oesterreich beabsichtigte Unternehmen hatte nach meiner Meinung gar keine Aussicht auf Erfolg. Ich bin auch der Ueberzeugung, daß die Connivenz der italienischen Regierung keine andere Ursache hatte, als das Bedürfniß sich mit der Actionspartei nicht zu verfeinden. Vor der Gefahr österreichischer Eroberungen in Italien hielt man sich durch den Umstand gesichert, daß Frankreich diese nicht gestatten könne. Dagegen zog man aus dem Unternehmen, für welches man keine Verantwortung übernahm, den indirecten Vortheil, Oesterreich nicht zur Ruhe kommen zu lassen, seine zerrütteten Finanzen noch tiefer zu erschüttern.

Ich trat die Reise Ende Juni an. Meine Frau bis München begleitend, von wo sie nach Ungarn zu meiner alten Mutter und zu meinen Kindern reiste, begab ich mich über Paris nach Marseille und schiffte mich auf einem großen Dampfer der méssageries impériales nach Constantinopel ein. Die Ueberfahrt war wunderbar schön. Ehe man nach Messina kommt, passirt man die

Liparischen Inseln, deren Eine, die Insel Stromboli, eine Art Vulkan hat, der zwar keine Asche auswirft, sich aber durch Ausströmen einer mehrere Meter hohen Flamme kennzeichnet. Der Dampfer legte zwei Mal an, einmal in Messina, dann im Pyräus. Hier benutzte ich den dreistündigen Aufenthalt zu einer Rundfahrt durch Athen, bestieg die Akropolis und weidete mich an dem herrlichen Ausblick, den man von dort auf das Meer und auf die dasselbe im Halbkreis umziehenden Hügelketten hat. In Constantinopel angekommen, war mein erster Ausgang der zum französischen Botschafter, demselben Marquis de Moustier, mit dem ich schon von Berlin her näher bekannt war. Er war so artig, mir sogleich eine Einladung zu dem großen Feste zu verschaffen, das am selben Abend beim Großvezier Ali Pascha in seiner Sommerwohnung in Bebek, zu Ehren der Geburtstagsfeier des Sultans stattfand. Mit Dank nahm ich auch sein Anerbieten an, ihn in dem großen, mit zwölf Ruderern bemannten Gesandtschafts-Kaik zum Feste zu begleiten.

Die Wasserfahrt nach dem eine Stunde weit

entfernten Bebek war feenhaft schön. Die vier Städte Stambul, Pera, Skutari und Galatha, welche zusammen Constantinopel bilden und in malerischer Lage die Hügel der beiden Bosporusufer krönen, waren glänzend beleuchtet; die zahllosen Schiffe waren beflaggt und ebenfalls hell erleuchtet, einige von ihnen ließen auch Raketen aufsteigen; hunderte von Kähnen, mit Gästen oder mit Neugierigen gefüllt, durchkreuzten den Wasserspiegel. Es war ein Anblick wie aus dem Märchen von Tausend und Einer Nacht. Dieser Glanz wurde noch überboten durch die orientalische Pracht des Festes selbst. Hunderttausende von Flammen und Lampen in verschiedensten Farben und Formen verbreiteten hier wahre Tageshelle im Garten und in den weiten, mit allem Luxus ausgestatteten Wohnräumen. Das prächtigste Schaustück war das große schwer goldene Zelt des Sultans, unter welchem die Erfrischungen im Garten gereicht wurden. Dies Zelt soll vom Sultan Soliman herstammen und mehrere Millionen Goldwerth haben. Den besten Reiz jedoch verliehen dem Feste die schönen schlanken griechischen Frauen, die sich in

großer Zahl und ungenirt umherbewegten. Alles was Constantinopel an nicht-mahomedanischen weiblichen Schönheiten besaß, war zu dem Feste erschienen. Die kohlschwarzen Augen und Haare der Griechinnen contrastirten wunderbar mit der zarten Rosafarbe ihres Busens und dem fast durchsichtigen Weiß ihrer leichten Ballroben. Dem Großvezier wurde ich durch Moustier vorgestellt und lernte eine andere interessante Persönlichkeit in Omer Pascha, dem bekannten Feldherrn, kennen.

Die nächsten Tage benutzte ich zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten von Stambul, und machte mit Baron Steffens, mit dem ich abermals zusammentraf, einen Spazierritt nach der Platane Gottfrieds von Bouillon, welche der Sage nach von diesem gepflanzt wurde. Der mächtige Baum ist schon ganz ausgehöhlt, und man behauptet, daß 6 oder 7 Männer in seinem Innern bequem Raum haben.

Mein Aufenthalt in Constantinopel war von kurzer Dauer. Nach sechs Tagen bestieg ich einen französischen Dampfer, der mich durch das schwarze Meer nach Galatz führte. In Galatz hatte ich

Depeschen an den italienischen Consul und Briefe für andere Personen abzugeben. Welch trauriger, schmutziger Ort, dieses Galatz! Die Weiterreise auf der Donau, bis Ghurgiewo, war nur auf einem österreichischen Dampfer möglich. Der Consul warnte mich davor, denn wenn der Capitän Verdacht schöpfe, sei meine Verhaftung gewiß. Der Landweg war aber sehr langwierig und beschwerlich; ich wählte den Dampfer mit dem Entschluß, im Falle der Noth in die Donau zu springen, was bei der ungeheuren Breite des Stromes mein Leben nicht gerettet hätte, wol aber meine Papiere. Auf dem Dampfer befand sich der Harem des Paschas von Rustschuk, der schon von Constantinopel aus mitgekommen war. Die Frau des Paschas, etwa 25 bis 26 Jahre alt, war eine Circassierin von großer Schönheit. Ich kam ungefährdet in Ghurgiewo und in Bukarest an.

Der italienische Generalconsul in Bukarest, Cavaliere Strambio, ein Lebemann voll Witz und Verstand und glühender Patriot, war von meiner Ankunft durch seine Regierung schon avertirt. In zuvorkommendster Weise stellte er mir seinen Rath

und Dienste zur Verfügung, die mir beide von großem Werthe waren.

Der Ausführung meines Auftrages hatte sich inzwischen ein ganz unerwartetes Hinderniß entgegengestellt. Vierundzwanzig Stunden vor meiner Ankunft war ein Ungar verhaftet worden, dessen saisirte Papiere eine Conspiration mit Mazzini nachwiesen und unter Anderen auch einen Brief an Couza enthielten, worin dieser mit dem Tode bedroht wurde, wenn er sich der Action gegen Oesterreich nicht anschlösse. Unter solchen Umständen war wenig Aussicht für mich, bei Couza eine günstige Aufnahme zu finden; ich mußte fürchten, daß er einen geheimen Zusammenhang zwischen mir und jenem Individuum vermuthe. Es war mir überdies bekannt, daß von der Stunde meiner Ankunft an zwei Detectives mit meiner Ueberwachung beauftragt waren. Ich telegraphirte — natürlich chiffrirt, durch Vermittelung von Strambio — meinen Auftraggebern, daß mir der Moment zur Ausführung des politischen Theiles meiner Mission nicht günstig scheine und ich um neue Verhaltungsmaßregeln bäte. In der Antwort

wurde meine Ansicht gebilligt, mir aber aufgegeben, bis auf weitere Ordre in Bukarest zu bleiben. Ich trat nun mit dem Ministerpräsidenten, Herrn Kogolniceano, in Unterhandlung wegen des projectirten Staatsanlehens.

Das gesellige Leben, die Sitten in Bukarest waren in jener Zeit, und sind vielleicht noch, ein eigenthümliches Gemisch von französischer Cultur mit orientalischen Gewohnheiten. Wenn ich ein Sittenbild von dort entwerfen wollte, so hätte ich des Stoffes genug für ein ganzes Buch. Ich war mit dem gewesenen Caimakam, dem alten Fürsten Cantakuzen, näher befreundet worden. Er galt bei allen Parteien als eine der achtbarsten und ehrenwerthesten Persönlichkeiten des Landes. Oft bei ihm zum Diner geladen, pflegte er nach der Mahlzeit eine Spazierfahrt mit mir nach der Chaussée, dem Bukarester Bois de Boulogne, zu unternehmen, wobei er über die zu Wagen oder zu Pferde vorbeipassirende Gesellschaft interessante Glossen machte.

Fünf lange Wochen waren vergangen, bis ich die Abberufungsordre bekam. Der projectirte Angriff auf Oesterreich war für dies Jahr aufgegeben.

Ich schrieb an Kogolniceano, ich wolle Rumänien nicht verlassen, ohne dem Fürsten meine Aufwartung gemacht zu haben, und bäte ihn, mir eine Audienz zu verschaffen. Kogolniceano brachte mir die Nachricht, der Fürst, der damals in dem Landschloß neben Bukarest wohnte, erwarte mich um 4 Uhr.

Der Empfang war äußerst liebenswürdig. Couza zeigte sich zu meinem Erstaunen von Allem sehr genau unterrichtet, auch davon, daß ich aus politischen Gründen, nicht aber des Anlehens wegen nach Bukarest gekommen wäre. Trotz meines Leugnens blieb er bei dieser Meinung. Er setzte gleich hinzu, er kenne meine Stellung in der Emigration und wisse, daß ich wie meine politischen Freunde nichts mit jener Partei gemein hätten, die ihre Pläne mit Gift und Dolch verfolgt. Er sprach dann über die Schwierigkeit seiner Stellung zwischen Rußland, Oesterreich und Frankreich, die ihn nöthige, fortwährend, sowol nach Außen wie im Innern, eine politique de jeu de bascule zu verfolgen. Er gab mir die wärmsten Versicherungen seiner Gefühle für Ungarn und trug mir Grüße an Klapka und den Prinzen Napoleon auf.

Trotz aller Freundschaftsversicherungen spielte mir Couza doch einen Streich, noch vor meiner Abreise. Es lag in seiner Natur, keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, um sein jeu de bascule in Anwendung zu bringen. Es wäre zu lang, den Zwischenfall zu erzählen, der zu einem längeren Notenwechsel zwischen den Großmächten geführt hat. Nur sei erwähnt, daß mir die Genugthuung einer Revanche wurde. Am Vorabend meiner Abreise machten mir nämlich die Brüder Rosetti und noch ein dritter Gentleman vertraulich die Mittheilung, daß man Couza sofort beseitigen würde, wenn man nicht fürchtete, damit Frankreichs Protection einzubüßen. Ich wurde gebeten, dieserhalb die Stimmung der maßgebenden Kreise in Paris zu sondiren. Die Gelegenheit dafür fand sich, als ich bei meiner Rückkehr in die Lage kam, dem französischen Minister des Aeußeren, Herrn Drouyn de L'huys, einen persönlichen Bericht über Couza und die politischen Verhältnisse in Rumänien zu erstatten. Der Minister ermächtigte mich die Herren zu benachrichtigen, „daß Frankreich gar keinen Werth auf die Person von Couza lege, mit dem unzufrieden zu

sein es mehrere Gründe habe." Ein Jahr darauf war Couza in der That entthront.

Beim Rückweg nach Constantinopel benutzte ich die Eisenbahn von Kustendscha nach Varna. Ich hielt mich in Constantinopel diesmal nur zwei Tage auf, um Geld zu erheben. Graf Corti, heute ein hochgestellter Diplomat, brachte mir die 2000 Frcs., die ich nachverlangt hatte, an Bord des Dampfschiffes, das mich nach Europa zurückführte. Bei dieser Gelegenheit halte ich es nicht für überflüssig, zu erwähnen, daß meine Orientreise die einzige war, für welche ich jemals Geld empfing, und zwar 10,000 Frcs. Die Kosten aller anderen Reisen, die ich vorher oder nachher im Interesse der vaterländischen Sache machte, habe ich sämmtlich aus eigener Tasche bestritten.

Mein Weg führte mich nach Turin; ich verließ in Messina den Marseiller Dampfer, ging für einige Tage nach Neapel und Pompeji und dann über Livorno nach der Residenz des Re galantuomo. Meine Berichterstattung an Herrn Visconti-Venosta erforderte nicht lange Zeit. Ich verließ Turin, um

in Genf den General Klapka zu treffen und mit ihm nach Paris zu gehen.

Im November 1864 hatte ich die große Freude, meine gesammte Familie wiederzusehen; ein Käufer hatte sich für mein Besitzthum im Zempliner Comitat gefunden, was mir gestattete, die Meinen nun bei mir zu haben. Ich etablirte dieselben in der Südschweiz, erst in Bellevue bei Genf, später in dem lieblichen Bex. Mich riefen geschäftliche Beziehungen im nächsten Jahre 1865 häufig nach Paris und Brüssel.

Während einer meiner Anwesenheiten in Paris wurde mir das Vergnügen, den Dr. Bamberg wiederzusehen, der mich im Auftrage von Bismarck aufforderte, diesem wieder Situationsberichte über Ungarn einzusenden. Die Conflictsperiode in Preußen stand zu jener Zeit in voller Blüthe. Bismarck arbeitete mit Dampf an der Durchführung der Armeereorganisation und trat dem widerstrebenden Landtage mit einer Schroffheit entgegen, die nichts zu rechtfertigen schien. Ich weigerte mich, weitere Beziehungen zu ihm zu pflegen. Ich war kurz-

sichtig, ich gestehe es, war kurzsichtig mit Millionen Anderen zugleich. Gerade die Conflictsperiode — die schwerste Zeit vielleicht seines Lebens — ist eben darum sein schönster Ruhm. In ihr bekundete Bismarck mehr denn je die Stärke seiner Ueberzeugungen, die Kraft seines moralischen Muthes und seiner Ausdauer. Gleich einem Stück Eisen zwischen zwei Mühlsteinen stand er aufrecht zwischen dem Könige, bei dem man ihn als Revolutionär verdächtigte, und dem Parlamente, in welchem er nur Ausdrücken des Hasses und der Mißachtung begegnete. Man hat Bismarck oft mit Cavour verglichen. Dieser Vergleich kann nur insoweit gelten, als es sich um die gleichen patriotischen Ziele handelt, die beide verfolgten, und um das Genie, mit welchem beide an der Erreichung ihrer Ziele arbeiteten. Die Schwierigkeiten aber, welche Bismarck zu überwinden hatte, stehen außer jedem Vergleich. Cavour war getragen von der öffentlichen Meinung, von dem unbedingten Vertrauen seines Königs und des Parlamentes. Bismarck dagegen entbehrte dieser mächtigen Hebel, mußte die hohen Ziele, die er anstrebte, Jahre lang tief in seiner

Brust verschließen, seine Kraft im Kampfe mit Unpopularität und Mißtrauen aufreiben.

Das Jahr 1866 war angebrochen, und mit ihm der Morgenschein jener neuen Gestaltung in der politischen Lage Oesterreichs, durch welche die Monarchie auf natürliche Grundlagen gestellt wurde, und damit ihre Lebensfähigkeit und Machtfülle wiedergewann. Die Cession von Venedig und die Ausscheidung aus dem deutschen Bunde, waren für die Habsburg-Lothringische Monarchie von derselben Bedeutung, wie für den menschlichen Körper die Ausscheidung von Krebsgeschwüren.

Der Entschluß Bismarck's, in diesem Jahre den großen Coup zu führen, war uns seit dem Frühjahr bekannt. Die Vorbereitungen wurden im Stillen getroffen; General Klapka ward mehrere Mal zu Conferenzen nach Berlin berufen, endlich ward auch die Errichtung einer ungarischen Legion autorisirt, deren Organisator Graf Theodor Csáky war. Man hat dem Herrn von Bismarck in Preußen schwere Vorwürfe wegen dieser „revolutionären" Maßregel gemacht. Gewiß sehr mit Unrecht! Diejenigen, die ihn tadeln, erinnern sich

weder der eigenen preußischen Geschichte, noch tragen sie der ungeheuren Verantwortung Rechnung, welche Bismarck durch den von ihm allein provocirten Krieg, dem Könige und dem Vaterlande gegenüber auf sich nahm. Warum sollte Bismarck wähleriſcher in seinen Mitteln sein, als der Begründer der preußischen Macht, als Friedrich der Große? War nicht Friedrich selbst ein Rebell gegen Kaiser und Reich gewesen? Von Kaiser und Reich in Bann und Acht erklärt worden? Hatte nicht auch er mit unzufriedenen Ungarn unterhandelt? Ungarische Ueberläufer in seine Armee aufgenommen? In dieser Hinsicht war also ein Präcedenz von hoher Autorität vorhanden.

In diese Zeit fällt ein die Situation bezeichnender Ausspruch des preußischen Kriegsministers von Roon. Dieser, dann General Moltke, und eine dritte Person befanden sich zur Besprechung des Feldzugsplanes bei Herrn von Bismarck. Während der Conferenz erhielt Letzterer die telegraphische Meldung, daß die hannöverschen und hessischen Truppen nach Süden abmarschirten. „Gott sei Dank," rief Roon, „nun sind wir die kleinen K.....

los, denn nun kann unser König nicht mehr zurück."

Bei Ausbruch des Krieges befand ich mich, durch Geschäfte zurückgehalten, noch in Paris; meine Abreise zur Legion war für den 5. Juli festgesetzt. Als ich am Vormittag dieses Tages ausging, hatte ganz Paris geflaggt wegen der Cession Venedigs an Napoleon III. Ich begab mich nach dem Palais royal, mich beim Prinzen Napoleon zu verabschieden. Der Prinz war eben vom Kaiser gekommen und in sehr erregter Stimmung. „Gut, daß Sie kommen," rief er, „Sie müssen uns einen Gefallen thun." Der Prinz bat mich, direct nach dem Hauptquartier des Königs von Preußen zu gehen. Bismarck vor einem voreiligen Frieden oder Waffenstillstand zu warnen; Oesterreich sei im Unglück geschmeidig, im Glücke rachsüchtig und grausam; werde es nicht gänzlich niedergeworfen, so werde es schwere Vergeltung seiner Zeit üben, wenn ihm das Glück der Waffen günstig ist. Oesterreich habe schon vor Ausbruch des Krieges nach Paris bekannt gegeben, daß Schlesien sein Siegespreis sein werde, und daß alle seine deutschen

Bundesgenossen — es waren ihrer nicht wenige! — Länderentschädigungen aus dem Leibe Preußens erhalten müßten. Während einer halben Stunde bemühte sich der Prinz darzuthun, daß er weniger im eigenen Namen, als in Kenntniß der intimen Wünsche des Kaisers handle, welcher in Folge der übernommenen Vermittlerrolle officiell zum Frieden rathen müsse. Bismarck möge sich erinnern, daß der Kaiser sich früher in Italien schon zwei Male des Prinzen zu solch' confidentieller Politik bedient habe. — Die Hauptpunkte des Auftrages in ein kleines rothes Carnet notirend, welches mir später zum Retter in ernster Gefahr wurde, verließ ich den Prinzen, eilte auf die preußische Gesandtschaft, um einen Paß nach Berlin zu erbitten (den ich durch den Botschafter Grafen Goltz auch gleich ausgefolgt erhielt), und reiste am 5. Juli Nachmittags 5 Uhr ab.

Der Weg war ein weiter und beschwerlicher. Auf der dreitägigen Fahrt von Paris nach Pardubitz in Böhmen fand ich nur zweimal Zeit und Gelegenheit, etwas Warmes zu genießen, ein Cotelett in Minden, und drei Eier, die mir ein preu-

ßischer Hauptmann freundlichst gab, in Gitschin. Unterwegs hatte ich an das auswärtige Amt die Bitte telegraphirt, mir zur Weiterreise einen Paß vom Kriegsministerium zu erwirken. Am 6. Juli Abends 10 Uhr in Berlin angekommen, übergab mir Herr Lothar Bucher den verlangten Paß und chiffrirte ein Telegramm an Herrn von Bismarck, worin ich diesem den Zweck meiner Reise angab. Ich hatte darauf gerechnet, auf dem schlesischen Bahnhofe noch Zeit zu einem Imbiß zu finden, ich kam jedoch so knapp zu dem um 11 Uhr abgehenden Zuge zurecht, daß mir nicht ein Augenblick Zeit blieb, meinem knurrenden Magen Befriedigung zu gewähren. In Görlitz am Morgen des 7. Juli angekommen, dankte ich es der Intervention eines als Courier reisenden Feldjägers, einen Platz in dem abgehenden Postwagen zu erhalten. Abends, in Gitschin, gab es eine Viertelstunde Zeit; im Gasthof war gar nichts Eßbares zu haben, doch half mir, wie gesagt, der artige Hauptmann. Am frühen Morgen des 8. Juli fuhren wir durch Sadowa und über das noch viel-

fach mit Leichen bedeckte Schlachtfeld; einige Stunden später trafen wir in Pardubitz ein.

Ich gestehe, daß mir der Gang zu Bismarck einige Beklemmung verursachte. Er stand jetzt in voller Glorie da, und ich hatte nicht lange vorher jede weitere Beziehung zu ihm abgelehnt! Wenn er sich dessen erinnerte, so konnte ich auf einen recht unfreundlichen Empfang gefaßt sein. Ich tröstete mich damit, daß er zu hoch stehe, um Rancune zu üben. Meine Vermuthung war richtig. Bismarck war in seiner Behausung nicht anwesend, er war zum Könige gegangen. Auf dem Platze vor dem einstöckigen Gebäude, in welchem der König logirte, waren eine Menge Generale versammelt. Von der Reise ermüdet, setzte ich mich nicht weit davon auf einen Stein nieder, um Bismarck zu erwarten. Der Oberst von Stiehle trat an mich heran, mich nach meinem Namen und Begehr fragend. Die Herren waren offenbar begierig, Etwas aus Paris zu hören, denn gleich darauf wurde ich dem Prinzen Carl von Preußen und den anderen Generalen vorgestellt, die sich sehr über die Pariser Bevölkerung amusirten, die ihre Häuser beflaggt hatte, ohne

daß französische Waffen einen Sieg erfochten hätten. Da erschien Bismarck mit dem Kronprinzen. Von allen Seiten ehrerbietig begrüßt, schritt die hohe Gestalt des in bescheidene Majorsuniform gekleideten Herrn von Bismarck wie Gott Jupiter einher, links und rechts die Grüße erwidernd. Allmälig hatte Se. Excellenz sich auch meiner Wenigkeit genähert und mich aufgefordert, ihm nach seiner Wohnung zu folgen.

Kaum hatte ich meine Mittheilung beendet, als Bismarck zum Könige zurückeilte, um zu verhindern, daß der Feldmarschall-Lieutenant Gablentz, der wegen Abschluß eines Waffenstillstandes zum zweiten Male nach dem königlichen Hauptquartier gekommen war, vom Könige empfangen werde. Nach einer Viertelstunde zurückgekehrt, bot mir Bismarck freundlich einen Stuhl. „So, jetzt wollen wir eine Cigarre rauchen," sagte er, mir ein Kistchen Havanna reichend; „Sie haben mich auch für einen Junker, einen Reactionär gehalten. Der Schein trügt. Um meine Zwecke zu erreichen, mußte ich diese Rolle spielen. Beim Könige wurde ich von allen Seiten als verkappter Demokrat ver-

dächtigt. Ich konnte sein volles Vertrauen nur gewinnen, indem ich zeigte, daß ich auch vor der Kammer nicht zurückschrecke, um die Armee-Reorganisation durchzuführen, ohne welche der Krieg unmöglich, und selbst die Sicherheit des Staates gefährdet war. Dieser Kampf kostet mich jedoch meine Nerven, meine Lebenskraft! Aber besiegt habe ich Alle! Alle!" rief er in prächtigem Zorn, mit der Hand heftig auf den Tisch schlagend, und nannte drei weibliche Namen, die ihm besonders viel Aergerniß scheinen bereitet zu haben. Zwei Siegestelegramme aus Mitteldeutschland kamen innerhalb zehn Minuten an. Ich erlaubte mir die Frage, welches nun das Loos der süddeutschen Länder sein werde? „Diese Ultramontanen können wir nicht brauchen," erwiderte der Gewaltige; „auch dürfen wir nicht mehr schlucken, als wir verdauen können, denn wir wollen nicht in den Fehler von Piemont verfallen, das sich durch die Annexion von Neapel mehr geschwächt als gestärkt hat." Ich wagte noch die kühne Frage, was mit Böhmen geschehen werde? „Nun, was wir haben, das behalten wir", war die Antwort. Zum Glück für Oesterreich und die

Herren Czechen kam dieser momentane Gedanke nicht zur Realisirung.

In Berlin trat ich als Major in die ungarische Legion. Mein ungarisches Patent war vom preußischen Kriegsminister im Namen des Königs bestätigt. Während meines Aufenthaltes in Berlin kam ich mit den Subaltern-Officieren der Legion in fast gar keine Berührung. Ich erwähne dies ausdrücklich, weil einige Jahre später ein Buch erschien — ich glaube, es heißt „von Custozza nach (?)", — in welchem sich der mir unbekannte Verfasser den schlechten Scherz erlaubt, mir eine mehrere Seiten lange Tischrede in den Mund zu legen, die ich bei einem Banquet dieser Officiere zu Gunsten des Prinzen Friedrich Karl als künftigen Königs von Ungarn gehalten haben soll. Ich bekräftige mit meinem Ehrenwort, daß an der ganzen Geschichte keine Silbe wahr ist. Ich habe überhaupt gar keinem Banquet beigewohnt. Dagegen that sich wieder ein „Zufall" kund, wie er so oft in meinem Leben eine Rolle spielte. Ich besaß zwei rothe Carnets von gleicher Größe, das eine für Privatnotizen, das andere für politische

Aufzeichnungen bestimmt. In dem letzteren war der Auftrag des Prinzen Napoleon und die Pardubitzer Unterredung mit Bismarck notirt. Vor dem Ausmarsch der Legion ließ ich einen Theil meiner Sachen in Berlin zurück. In der Eile des Einpackens vergriff ich mich, und nahm das Carnet politischen Inhalts mit mir, statt des anderen. Diese Verwechselung wurde mir später nützlich.

General Klapka übernahm das Commando über die nur 2400 Mann zählende, in Schillersdorf in Oesterreich-Schlesien stationirte Legion. Indessen war am 2. August ein Waffenstillstand zwischen Preußen und Oesterreich abgeschlossen worden. Klapka berief eines Morgens den Kriegsrath, bestehend aus den Stabsofficieren der Legion und zwei Nichtsoldaten. Er legte ihm die Frage vor, ob es der Ehre Ungarns angemessen sei, daß wir uns hier, wie in Italien, nur als eine Art Vogelscheuche sollten brauchen lassen, ohne es zum wirklichen Kampfe zu bringen; er proponire, daß wir, ohne den Waffenstillstand zu berücksichtigen, nach Ungarn einmarschiren. Oberst Komáromy und der eine Nichtsoldat waren dafür; der Letztere plaidirte

sogar sehr warm für den Einmarsch. Wir Andern stimmten sämmtlich gegen den Vorschlag, unser Votum damit motivirend, daß wir Alle schon genug Beweise von Muth gegeben hätten, um eine Verdächtigung nicht fürchten zu müssen, daß es aber ein Verbrechen am Lande wäre, wenn wir durch unsern Einmarsch dort Aufstände hervorriefen, ohne sie mit der nöthigen Macht unterstützen zu können. Der Vorschlag wurde also abgelehnt. Gleichwol ließ General Klapka einige Stunden darauf Allarm blasen, und der Marsch wurde angetreten. Ueber die Ursachen, welche Klapka bestimmten, sich über den Beschluß des Kriegsrathes hinwegzusetzen, mag eine spätere Zeit einmal Aufschluß geben.

Für den mit diesen Ursachen nicht Vertrauten war der Einmarsch eine Donquixotiade. Wir wußten, daß bei 10,000 Mann österreichischer Truppen aller Waffengattungen uns binnen wenigen Tagen gegenüber gestellt werden konnten. Wir hatten keine Kanone, und für die Infanteriegewehre nur 60 Patronen pro Mann! — Beim ersten Nachtquartier ergab sich zu unser Aller Heiterkeit, daß jener Nichtsoldat, der als Civilcommissär in Ungarn

fungiren sollte und so warm für den Einmarsch plaidirt hatte, unterwegs umgedreht und dem weniger dornigen Weg nach Paris gefolgt war. Am zweiten Tage überschritten wir die ungarische Grenze, wo wir auf die ersten Uhlanen stießen. Von allen Seiten kamen uns Nachrichten zu, daß österreichische Truppen uns in Eilmärschen entgegen kämen. Der eine Zweck unseres Zuges nach Ungarn war indessen erreicht: wir hatten die ungarische Fahne auf dem Boden des Vaterlandes entfaltet. Dies konnte für den Moment genügen. Wir marschirten am nächsten Tage durch einige ungarische Dörfer, in denen sich uns zwanzig ungarische Slovaken als Freiwillige anschlossen, und traten den Rückzug an. Am 7. August in der kleinen mährischen Stadt Rosenau angelangt, glaubten wir uns hinter der Demarcationslinie zu befinden, über deren zweite inzwischen erfolgte Verlegung wir ohne Kenntniß waren. Klapka wählte mich aus, um dem General Stolberg, den wir mit seinem Corps in der Nähe glaubten, von dem Eintreffen der Legion in Rosenau Meldung zu machen. Es war ein unheilvoller Weg, den ich antrat.

In einem offenen Wagen, mit zwei guten Pferden bespannt, fuhr ich Nachmittags 4 Uhr über Frankstadt hinaus. Das Verhängniß, d. h. unsere Unkenntniß von der Demarcationslinie, wollte, daß ich mitten in Feindes Land hineinfuhr. Nach kaum einer halben Stunde sah ich mich von österreichischen Uhlanen verfolgt. Ich ließ den Kutscher, dem ich nicht traute, absteigen, nahm selbst die Zügel und fuhr im Carrière weiter, in der Meinung, bald auf preußische Truppen stoßen zu müssen. Am Fuße des hohen Berges, von dem ich herabfuhr, rieselte ein Bach, an dem ein Dorf lag, in welchem sich zwei Wege kreuzten. Die nördliche Richtung einschlagend, fiel ein Haufe Bauern den Pferden in die Zügel; fast gleichzeitig hatten mich auch einige Uhlanen erreicht. Ich stieg vom Wagen, dem einen Uhlanen meinen Säbel überreichend, da an Widerstand nicht zu denken war. Nichtsdestoweniger stachen zwei von den Uhlanen mit den Lanzen wiederholt nach mir; sie hätten mich niedergestoßen, wäre ich nicht in den vorerwähnten Bach gesprungen, wohin mir nachzufolgen sie wegen der hohen Ufer zögerten. Wenige

Augenblicke darauf kamen noch zehn oder zwölf Uhlanen unter Führung eines Wachtmeisters angesprengt, welcher der Verfolgung Einhalt gebot. Ich trat auf die Straße heraus. Zwei Bauernkerle faßten mich unsanft bei den Armen; der in vollem Galopp ankommende Officier befahl ihnen mich loszulassen, doch bedurfte es einiger flacher Säbelhiebe, ehe sie dem Gebote folgten. Die Bauern waren so fanatisch, daß sie mit Steinen nach uns warfen, als der Officier sich mit mir in den Wagen setzte. Der Officier benahm sich in ritterlicher Weise; er bat sich meine Papiere aus, frug mich um meinen Namen und nannte mir den seinen: Oberlieutenant Graf Mittrowsky. (Er besuchte mich einige Wochen später im Gefängniß; vor einigen Jahren fiel er in einem Duell in Galizien.) Wir begegneten unmittelbar darauf dem Rittmeister, einem Rheinpreußen von Geburt. Mittrowsky erhielt den Auftrag mich nach Teschen zu führen.

Es ist wol unnöthig zu sagen, daß ich auf Alles gefaßt war, was nun kommen müsse. Kein Gott könne hier helfen, davon war ich fest über-

zeugt. Man hatte mich schon 1849 oder 1850 mit einem Acharnement verfolgt, als wäre ich ein Nihilist; was konnte ich jetzt erwarten, wo ich die Uniform der verhaßten ungarischen Legion trug! Ich hatte nur einen Wunsch, den, daß was einmal geschehen müsse, schnell geschehe. — Kurz vor Mitternacht kamen wir im Teschener Schlosse an. Mittrowsky ließ mich in ein Zimmer treten, wo die Adjutanten des dort commandirenden Generals Breischach schliefen. Der Eine, wenn ich nicht irre, Hauptmann Bordolo, erhob sich aus dem Bette und ging mit Mittrowsky zum General hinüber. Zwei Soldaten mit aufgepflanztem Bajonnet wurden neben mich gestellt. Man trug mir nicht einmal einen Stuhl an. Es dauerte lange Zeit, ehe Bordolo zurückkam. Wie ich später erfuhr, war während dieser Zeit der gesammte Inhalt meines rothen Carnets nach Wien telegraphirt worden. Bordolo sagte mir beim Eintritt: „Sie werden jetzt in's Stockhaus gebracht; bereiten Sie sich vor, Morgen früh werden Sie erschossen." „Meinetwegen," gab ich zur Antwort, „wenigstens habe ich die Genugthuung, daß mein Tod Oesterreich eine Pro-

vinz kosten wird.“ „Sie glauben wol, Preußen wird wegen Ihrer den Krieg wieder anfangen?“ frug Bordolo. „Nein, aber herausgehen wird es nicht von da, wo es ist,“ gab ich zurück. Ich sprach diese Worte mit innigster Ueberzeugung, denn ich hielt es aus mehreren Gründen für gewiß, daß Bismarck, falls ihm ein guter Vorwand gegeben würde, Willens sei, davon geeigneten Gebrauch zu machen. Bordolo schien durch meine Bemerkung frappirt, denn er ging sogleich wieder zu Breischach hinüber. Ich wurde nach dem Militär-Stockhause abgeführt, mein Geld, Uhr und Ringe wurden mir abgenommen; das Local, welches man mir zuwies, war ein elendes kleines Loch mit einer Bretterpritsche ohne Stroh. General Breischach kannte offenbar nicht den bei civilisirten Nationen geltenden Grundsatz, daß man in der guten Behandlung des gefangenen Feindes sich selbst ehrt. Die Fatigue und die Aufregungen des Tages machten, daß ich auch auf diesem harten Lager bald fest einschlief.

Am Morgen weckte mich das Gerassel der Thürschlösser, die geöffnet wurden. Ein Officier trat mit zwei Soldaten ein und rief mich nach

dem Zimmer des Profoßen. Dort erklärte er mir, daß er mich nach Krakau führe, zu diesem Zweck einen Postwagen gemiethet und aus meinem Gelde bezahlt habe; im Uebrigen erkläre er mir, daß ich ihm auf Fragen nur mit Ja und Nein antworten, mit den Soldaten aber kein Wort sprechen dürfe, sonst — er zog einen Revolver aus der Tasche und hielt ihn mir dicht unter die Nase. Mich überraschte diese Brutalität so wenig, daß ich blos den Blick verächtlich abwandte, aber kein Wort erwiderte. In der viersitzigen Postkalesche wurde mir ein Platz im Fond angewiesen; der Officier setzte sich mir gegenüber, um, wie er an einen der Soldaten unter abermaliger Vorzeigung des Revolvers sagte, mich „besser unter der Hand zu haben". Einige fast unglaublich klingende Facta ähnlicher Art, die sich während der ersten Stunden der Fahrt zutrugen, übergehe ich mit Stillschweigen, da ich dem Officier, der vielleicht noch in der Armee dient, und dessen Benehmen, zu seiner Ehre sei es gesagt, sich nach einigen Stunden gänzlich änderte, nicht schaden will. Aus guten Quellen erfuhr ich seither den Zusammenhang der Vorgänge.

Breischach hatte erst die Absicht gehabt, mich sofort aburtheilen und erschießen zu lassen, so wie mir Bordolo es anzeigte. Der Inhalt meines Carnets, der mich nicht blos als einfachen Major, sondern auch als Träger einer wichtigen diplomatischen Mission erscheinen ließ, machte ihn unschlüssig; als darauf Bordolo ihm meine Worte hinterbrachte, daß meine Hinrichtung Oesterreich eine Provinz kosten könne, erschreckte er vor dieser Eventualität, die ihn leicht um seine Stellung bringen konnte. So beschloß er in kluger Vorsicht, sich die Genugthuung meiner unmittelbaren Erschießung zu versagen. Er hätte mich gern nach Olmütz geschickt, weil dessen Commandant Jablonski ein besonders energischer Mann wäre, aber Olmütz war von den Preußen umschwärmt, die mich hätten befreien können. Ich wurde also nach Krakau instradirt. Damit war aber nicht genug gethan. Zur Transportirung wurde ein Officier erwählt, der neun Jahre lang als Artillerie-Unterofficier gedient hatte, und vor einigen Tagen erst zum Lieutenant in der Infanterie ernannt worden war. Diesem ward der Auftrag „einen Rebellen", der überdies noch ein

„Jude" sei, nach Krakau zu transportiren. Es wurde ihm die Vollmacht ertheilt, den „Rebellen" bei dem geringsten auflehnenden Worte niederzuschießen.

Am 9. August trafen wir in der Citadelle von Krakau ein. Der Profoß wies mir ein Zimmer an, dasselbe, welches im Jahre 1863 der bekannte Polenführer Langievics inne gehabt hatte. Vor die verschlossene Thüre ward eine Schildwache gestellt, die mich durch ein Guckloch Tag und Nacht zu beobachten hatte. Truppencommandant in Krakau war der Feldmarschall-Lieutenant von Krzizsowski, ein ehrenwerther Soldat, nicht aber ein blutdürstiger Scharfrichter. Ich wurde in den nächsten Tagen mehreren kriegsgerichtlichen Verhören unterzogen, in denen ich mich darauf beschränkte gegen die kriegsrechtliche Behandlung zu protestiren. Im Uebrigen hatte ich mich nicht zu beklagen; die Behandlung war hier eine anständige. Am meisten schmerzte mich, daß mir nicht gestattet war meiner Familie zu schreiben. Mit dem Profoßen, Feldwebel Pomezny, einem braven, gemüthlichen Mann, stand ich auf gutem Fuße. Am

13. Auguſt trat er Morgens 6 Uhr, drei Stunden vor der gewöhnlichen Zeit, in das Zimmer und ſagte mir mit ſehr ernſtem Geſicht, ich müſſe um 8 Uhr — alſo zu ganz ungewöhnlicher Zeit — vor dem Kriegsgericht erſcheinen. Der ſonſt immer freundliche Mann gab mir auf keine Frage Antwort. „Gott ſei Dank, wenn die Quälerei heute ein Ende nimmt," ſprach ich zu ihm, als er mich verließ. Es ſchlug 8 Uhr, 9 Uhr, 10 Uhr, es kam Niemand! Endlich, um 12 Uhr, kamen vier Soldaten, mich abzuholen. Es wurden mir vor dem verſammelten Kriegsgericht einige Fragen gethan und darauf wurde ich wieder zurückgeführt. Das war der peinlichſte Tag, den ich dort verbracht. Natürlich ſah ich jeden Augenblick der Abholung zur Execution entgegen. Es wurde Nachmittag, wurde Abend, Niemand kam. Ich konnte mir dies Räthſel nicht erklären, und meinte nun, die Vollſtreckung des Urtheils ſei auf den nächſten Tag verſchoben. Auch dieſer ging vorüber und mein Freund Pomezny machte wieder ein heiteres Geſicht. Dennoch vermochte ich nicht mir Illuſionen zu machen; ſie waren unmöglich, wenn ich mit kaltem Blute

die Sachlage überdachte. So vergingen fünf lange Tage. Am 18. August wurde ich geholt, „zur Publicirung des Urtheils“. Die Stunde war also, nach meiner Meinung, gekommen! Das Kriegsgericht war versammelt; brennende Kerzen standen neben einem Crucifix. Major Blumenbach und die übrigen Mitglieder des Kriegsgerichts waren in voller Gala, der Hauptmann Auditor Herr Juvanz setzte seinen mit wallenden grünen Federn geschmückten Dreimaster auf den Kopf, und ich trat mit verschränkten Armen in die Mitte des Zimmers. Der Auditor verlas das Urtheil, dahin lautend, daß ich eingestandenermaßen die Waffen gegen das kaiserliche Haus geführt, mich damit des Hochverrathes schuldig gemacht, und dafür meiner Titel verlustig erklärt und zum Tode durch den Strang verurtheilt, aber im Gnadenwege zu — 16 Jahren schweren Kerkers begnadigt sei. Ich traute kaum meinen Ohren! Wie? Man führte mich nicht zum Tode? Was war geschehen, was dieses Wunder bewirkt hatte? Ich stand vor einem neuen Räthsel. Der Auditor, ein hochehrenwerther Mann, der sich mir schon bei den Verhören sichtlich freund-

lich erwiesen hatte, sprach einige artige Worte mit mir und ich wurde in meine Zelle zurückgeführt. Jetzt war ich nicht im Zweifel, daß ich auch bald frei werden würde, denn es war nicht denkbar, daß bei dem Friedensschlusse nicht eine gegenseitige Amnestie ausgesprochen werden sollte. Indessen stand mir noch eine kleine Ueberraschung bevor. Am Nachmittage trat der Profoß mit einem Schlosser bei mir ein, welch Letzterer mir eine schwere Kette an die Füße schmiedete. Ich ließ dies getrost geschehen, denn es konnte wol nicht auf lange sein! Ich erfuhr jetzt, daß kurz nach mir zwei andere Officiere der Legion gefangen worden seien, die jungen Grafen Tibor und Pista Károlyi, die man nach Wien geführt hatte.

Die Ketten trug ich länger, als ich gedacht hatte. Aus den Zeitungen, die man mir jetzt gestattete zu lesen, ersah ich, daß der Friede am 22. August zu Prag geschlossen und die Amnestie darin ausgesprochen war. Am 11. September wurden die in Krakau befindlichen 16 kriegsgefangenen preußischen Soldaten nach der Heimath befördert, nicht aber ich. Ein neues Räthsel! Da ging am

16. September meine Thür plötzlich auf, Herr Juvanz las mir ein Telegramm aus Wien vor, wonach ich augenblicklich nach der Grenze zu senden sei, und der Platzhauptmann legte mir mein noch übriges Geld und meine Uhr auf den Tisch. Am nächsten Tage erreichte ich die preußische Grenze.

Ich war einer Menge Gefahren wunderbar entgangen. Zum Verständniß des Ganzen muß ich erzählen, was sich anderswo in Bezug auf mich zugetragen hatte. Klapka hatte durch eine Husarenpatrouille die Meldung erhalten, daß ich gefangen sei, und diese Meldung am 9. August nach Berlin angezeigt. Am 11. ließ Bismarck den Grafen Csáky rufen und sagte ihm, er habe nachgedacht, wie er mich vor einem Racheacte schützen könne. Wenn er drohe, zehn österreichische Stabsofficiere als Repressalie für mich erschießen zu lassen, so nütze dies gar Nichts, denn man wisse in Wien genau, daß Preußen einer solchen Barbarei nicht fähig sei. „Nun haben wir aber zehn wegen gemeiner Verbrechen verhaftete Trautenauer Bürger in unserer Gewalt; mit diesen liegt der Fall anders. Oesterreich wird es glauben, wenn

ich mit ihrer Hinrichtung drohe; es kann sich nicht der Reprobation der ganzen Welt aussetzen, zehn treue Bürger zu opfern, um an einem Ungarn Rache zu nehmen. Ich habe heute ein Telegramm an unsern Gesandten nach Prag gerichtet, worin ich mein Ehrenwort gebe, die zehn Trautenauer sofort erschießen zu lassen, wenn man dem Seherr Thosz an den Kragen geht, und ich beauftragte den Gesandten, sich den Empfang dieser meiner Erklärung durch die österreichische Regierung schriftlich bestätigen zu lassen." Diese Idee war ingeniös, würdig des großen Geistes, von dem sie ausging; es ist nur staunenswerth, wie Herr von Bismarck inmitten seiner schweren politischen Staatssorgen die Zeit fand, darauf zu kommen. Durch das gegebene Ehrenwort ließ Bismarck keinen Zweifel an dem Ernst seiner Drohung, und durch das Verlangen der schriftlichen Empfangsbestätigung gab er deutlich seine Absicht kund, Oesterreich eventuell an den Pranger der öffentlichen Meinung Europa's zu stellen. Trotz alledem war es sehr nahe daran, hing es nur von der Gewissenhaftigkeit eines Beamten ab, daß ich, und folglich auch die

braven Trautenauer, nicht dem Rachebedürfniß gewisser Persönlichkeiten zum Opfer fiel. Die zehn ehrenwerthen Bürger, mit ihrem Bürgermeister an der Spitze, wissen wahrscheinlich heute noch nicht, wie nahe unsere Schicksale mit einander verknüpft waren. — Wenn ich richtig informirt bin, und ich glaube es zu sein, so wurde am nächsten Tage, 12. August, in Wien darüber deliberirt, ob auf diese Drohung Rücksicht zu nehmen sei oder nicht. Die Erwägung, daß das von Bismarck gegebene Ehrenwort keinen Zweifel an der Ausführung der Drohung lasse und daß im Falle einer Veröffentlichung der Sache der Eindruck in Europa ein deplorabler sein würde, entschied für die Affirmative. Eine sehr einflußreiche, mir besonders abholde Persönlichkeit vermochte jedoch den Kriegsminister Ritter von Frank, der Vorsehung und dem officiellen Beschluß in den Arm zu greifen. Factum ist, daß am 12. August spät Abends ein Telegramm aus Wien in Krakau anlangte, mit dem Auftrage mich *sofort* vor ein Kriegsgericht zu stellen, und „das Urtheil zu *vollziehen*", d. h. soviel, als den Delinquenten zum *Tode* zu verurtheilen und

sogleich zu executiren. Das Kriegsgericht trat am 13. früh 8 Uhr zusammen, und es war anzunehmen, daß bis 10 oder 11 Uhr Vormittags Alles vorüber sein würde. Der Wille der Vorsehung war jedoch stärker, als die kleinen Mittel kleiner Menschen. Die Bringung des Urtheils ward durch die Gewissenhaftigkeit des Auditors um einige Stunden verzögert. Da bei meiner Gefangennehmung kein Blut geflossen war, konnte ich gesetzlich nicht zum Tode, sondern nur zu Kerkerstrafe verurtheilt werden. Der rechtschaffene Juvanz weigerte sich die Todesstrafe zu beantragen. Doch der Befehl aus Wien war zu deutlich, die rechtlichen Bedenken hätten oder hatten weichen müssen. Indessen war in Krakau ein zweites Telegramm eingetroffen mit der Ordre, das kriegsgerichtliche Verfahren zu suspendiren. Dieses zweite Telegramm war wahrscheinlich dazu bestimmt, der Welt die Unschuld der Regierung an meinem Tode, und an dem der Trautenauer zu beweisen. Die Ehrenhaftigkeit des Herrn Juvanz hatte diesen Beweis unnöthig gemacht; nicht nur ich, sondern auch seine zehn böhmischen Landsleute waren durch ihn gerettet.

An demselben 13. August und den folgenden Tagen, verbreitete der Telegraph durch ganz Europa die Nachricht von meiner Hinrichtung. Der Telegraphist in Krakau, welcher das erste Wiener Telegramm copirt hatte und die Bedeutung der Formel „das Urtheil zu vollziehen" kannte, erzählte nämlich beim Frühstück dem Correspondenten des Troppauer Blattes „Silesia", daß ich heute hingerichtet werden würde; der Correspondent hatte nichts Eiligeres zu thun, als diese Mittheilung seinem Blatte als schon vollbrachte Thatsache zu melden; so fand die falsche Nachricht Verbreitung. — Meine Nichtauslieferung am 11. September hatte zur Folge gehabt, daß das preußische Kriegsministerium die Rücksendung der österreichischen Gefangenen einstellte. Erst nach dieser deutlichen Mahnung entschloß man sich in Wien, auch meine Wenigkeit freizugeben.

Ich begab mich über Berlin nach der Schweiz zu meiner Familie. Man hatte dieser glücklicher Weise jene Zeitungsblätter verborgen, welche die Nachricht von meiner Hinrichtung und auch Re-

krologe über mich brachten. Dieser Schrecken war ihr erspart geblieben.

Im nächsten Frühjahr 1867 kam in Ungarn das große Werk der Aussöhnung zwischen Krone und Nation zu Stande, Gesetz und Recht traten wieder in Kraft. Das Ziel, für das wir Alle gekämpft und gelitten, es war erreicht! — Im Monat Juli kehrte ich nach Ungarn zurück, nicht ohne an der Grenze Oesterreichs, in Salzburg, auf von Wien aus bereitete Schwierigkeiten zu stoßen, zu deren Behebung das energische Einschreiten Andrássy's erforderlich war. Bei meinem Wiedersehn mit diesem that er eine Aeußerung, die ich hier wiedergebe; sie ist charakteristisch für seine Person, und für die in Ungarn geltenden Anschauungen. „Bis jetzt hatte ich Etwas vor Dir voraus," sagte er, als von meinen Krakauer Erlebnissen die Rede war, „jetzt aber sind wir gleich." Ich bemerkte, daß mir der Rede dunkler Sinn nicht verständlich sei, denn er sei erster Minister der Krone, und ich ein einfacher Privater. „Ach, das meine ich nicht," replicirte Andrássy. „Man ist heute Minister und ist es morgen vielleicht nicht;

ich meine," und dabei machte er eine bezeichnende Handbewegung um den Hals, „ich meine das Baandl!" Gewiß! eine Nation, bei der der Patriotismus ihrer Söhne so warm und so allgemein ist, daß selbst bis in die höchsten Classen der Gesellschaft hinauf ein Jeder es für eine „Ehre" erachtet, sich in der Vertheidigung des Vaterlandes ein Todesurtheil zugezogen zu haben, eine solche Nation ist stark, auch wenn sie nicht zahlreich ist.

Ich schließe meine Aufzeichnungen mit der Erzählung einer kurzen Episode, in welcher mir die Ehre zu Theil ward, die ersten Beziehungen zwischen Andrássy und Bismarck einzuleiten, und die Genugthuung, damit ein Friedenswerk zwischen Berlin und Wien-Pest zu fördern. Geschäftliche Angelegenheiten riefen mich in den letzten Tagen des Monat December 1868 nach Berlin. Ueberzeugt davon, daß man in Wien noch immer Mißtrauen gegen mich hege, forderte ich Andrássy auf, dem Grafen Beust Mittheilung von meiner Reise zu machen, damit er, falls es ihm beliebe, meine Schritte in Berlin überwachen lassen könne. Andrássy, immer correct in seiner Denk- und

6555-6-SB
5-16
C

Handlungsweise, wies diese Zumuthung rund ab; er sagte, er kenne mich gut genug, um zu wissen, daß ich einer Illoyalität nicht fähig sei, und dies sei hinreichend; um das Mißtrauen in Wien brauche ich mich nicht zu kümmern. „Du kannst, im Gegentheil, uns einen Dienst dort erweisen," fuhr er fort. „Der Zeitungskrieg, der zwischen den Deutschen und den österreichisch-ungarischen Blättern schon eine längere Zeit währt, verbittert hier und drüben die Stimmung und kann schließlich schlimme Consequenzen herbeiführen. Es wäre wünschenswerth demselben ein Ende zu machen. Zugleich treiben sich, wie Du weißt, eine Anzahl preußischer Agenten im Lande herum, welche zum Unfrieden mit Oesterreich provociren. Wenn ich nach den Gründen dieser preußischen Agitation suche, so kann ich nur vermuthen, daß Preußen die Mainlinie überschreiten und deshalb die beiden Staaten unserer Monarchie entzweien will, um von dieser Seite keinem Hemmniß zu begegnen. Die im Prager Frieden festgestellte Mainlinie kann uns gleichgiltig sein; sie ist nicht das Werk von Oesterreich, sondern das von Frankreich. Solltest Du in Ver-

lin Gelegenheit haben, maßgebende Persönlichkeiten zu sprechen — denn mir verbietet meine Stellung den directen Verkehr mit dem Auslande — so kannst Du sagen, daß so lange ich auf dem Platze stehe, wo ich bin, wir Preußen an der Ueberschreitung der Mainlinie nicht hindern werden. Sage aber auch, daß man sich keine unnütze Mühe geben möge, Ungarn gegen die Dynastie aufzuwiegeln; denn für solche Agitation sei kein Platz mehr in Ungarn. Seit der Krönung des Königs gibt es kein Dutzend Menschen bei uns, die solchen Insinuationen Gehör schenken möchten."

Das Geschäft, welches mich nach Berlin geführt hatte, war in 48 Stunden beendet. Ich begab mich nun in das Auswärtige Amt, um dem mir schon von früher her bekannten Herrn von Keudell, dem Vertrauten von Bismarck, einen Besuch zu machen. Unter dem Vorwande, dem Grafen Bismarck meinen Dank für seine 1866 für mich geübte Intervention aussprechen zu wollen, bat ich Herrn von Keudell, mir eine Audienz zu erwirken. Als er mir erklärte, daß ihm dies wegen der sehr nervösen Stimmung des Kanzlers schwer sei, entledigte

ich mich ihm gegenüber meiner Aufgabe mit der Bitte, von meinen Mittheilungen den geeigneten Gebrauch zu machen. Keudell kam aus dem Staunen gar nicht heraus. „Wie ist es möglich," rief er, „daß die ungarische Regierung so schlecht unterrichtet ist, daß sie glauben kann, wir hätten diese Agenten nach Ungarn geschickt! Ich selbst verwalte die geheimen Fonds und ich gebe Ihnen mein Wort, daß nicht ein einziger Thaler auf solchen Zweck verwendet worden ist. Wenn es sich übrigens um solche Dinge handelt, wird Graf Bismarck Sie gewiß empfangen." Ich verabschiedete mich mit der Bemerkung, daß ich drei Tage abwarten werde, ob der Kanzler mich empfangen wolle.

Am 2. Januar des neuen Jahres 1869 war ich Abends 8 Uhr ganz reisefertig, als Herr von Keudell kam, um mich zu Bismarck zu führen. Der Graf war allein in seinem kleinen Arbeitscabinet. „Na, Sie waren nahe daran! es freut mich, Sie gerettet zu sehen", sprach er zu mir, hieß mich auf einem Sopha Platz nehmen, rückte einen Fauteuil davor und begann eine Rede, die mit wenigen Unterbrechungen anderthalb Stunden

währte. Der Kanzler drückte erst, ebenso wie drei Tage früher Kendell, seine Verwunderung darüber aus, daß man in Pest nicht besser unterrichtet sei, von wem die vermeintliche preußische Agitation ausgehe; dann fuhr er fort: „Sagen Sie dem Grafen Andrássy, daß ich ihm unter Ehrenwort 1000 Ducaten für jeden Agenten zahle, der sich als von mir geschickt erweist. Ich habe nicht nur selbst keine agents provocateurs nach Ungarn geschickt, sondern ich habe sogar der rumänischen Regierung mit der sofortigen Abberufung unseres Gesandten gedroht, wenn nicht binnen vierzehn Tagen die rumänische Agitation in Ungarn aufhöre. Auf Ihren Einwurf, daß die Gegenwart preußischer agents provocateurs in Ungarn eine Thatsache sei, kann ich nur erwidern, daß es für Jedermann leicht ist, einige preußische Individuen zu miethen, ihnen preußische Thaler in die Hand zu drücken und sie für preußische Agenten gelten zu lassen. Ihre Frage, wer diese Agenten sende und besolde, will ich nicht beantworten. Man soll die Kerls einfangen und man wird darauf kommen, wer sie geschickt hat. Preußen hat gar kein Interesse daran,

Zwietracht zwischen Ungarn und Oesterreich zu stiften. An die Ueberschreitung der Mainlinie denken wir nicht im Entferntesten. Wir haben alles Interesse daran, daß die österreichisch-ungarische Monarchie erstarke, in enge Freundschaft zu uns trete. Die Aufrichtigkeit dieses Wunsches begründet sich eben in der jetzigen Umgestaltung Oesterreich-Ungarns. Die dualistische Gestaltung der Monarchie bringt es mit sich, daß wir von dieser Seite eine Aggression wenig zu fürchten haben; denn wer immer in Zukunft auf meinem Platze steht, müßte sehr ungeschickt sein, wenn er sie nicht abzuwenden wüßte. Dagegen ist Oesterreich-Ungarn uns als Bundesgenosse von großem Werthe. Man hat uns in Wien das Jahr 1866 noch nicht vergessen. Das wird sich geben, sobald man erkannt haben wird, welche Kraft Oesterreich-Ungarn aus einer innigen Verbindung mit uns schöpfen kann. Indessen hört Beust nicht auf, gegen uns zu intriguiren, sowol in Paris, wie bei den süddeutschen Höfen. (Hier folgten eine Menge Details über das Wirken Metternich's in Paris.) Mit Frankreich werden wir Krieg bekommen, da

es uns Sadowa nicht verzeiht, als wäre es eine französische Niederlage. Je später es zum Kriege kommt, desto besser für uns; aber er kommt sicher. Wir werden siegen, ja wol, wir werden siegen, denn unsere Soldaten sind ebenso gut wie die französischen und unsere Generale sind besser. Eine längere Periode wird dann eintreten, während welcher wir gegen Frankreich auf der Hut sein müssen. Vielleicht wird es noch eines zweiten Krieges bedürfen, um Frankreich zu beweisen, daß wir ihm ebenbürtig sind. Sind die Franzosen erst zu dieser Erkenntniß gekommen, so ist kein Grund vorhanden, warum nicht Franzosen und Deutsche gute Nachbarschaft halten sollten. Der wahre Feind für das civilisirte Europa kann dann Rußland werden; wenn dieses sein Eisenbahnnetz ausgebaut, seine Armee reorganisirt hat, kann es mit zwei Millionen Soldaten marschiren. Dann muß sich Europa coalisiren, um dieser Macht zu widerstehen." Nach diesem Blick in die Zukunft, der sich für einen Theil schon prophetisch erwiesen hat, kam der Kanzler auf die Ränke zurück, die in Wien gegen Preußen geschmiedet würden. Ich versicherte ihm,

daß Andrássy seinen ganzen Einfluß aufbieten werde, um den bezeichneten Intriguen ein Ende zu machen, fügte aber die Bitte hinzu, der Kanzler wolle den officiösen Federkrieg einstellen lassen, welcher der aufrichtigen Annäherung zwischen Oesterreich und Preußen hinderlich sei. Graf Bismarck erwiderte, daß es nicht die deutschen Zeitungen wären, die den Streit angefangen hatten. „Gleichviel," entgegnete ich, „Sie sind der Stärkere und in Wien klingt noch das Gefühl der erlittenen Niederlage nach. Tragen Sie diesem Gefühle Rechnung und geben Sie einen Beweis Ihrer Aufrichtigkeit, indem Sie, der Erste, die Hand zum Frieden reichen." Nach einigem Nachdenken willigte der Kanzler ein; die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" brachte wenige Tage darauf die Erklärung, daß sie den Federkrieg einstelle, neue Provocationen unbeantwortet lassen werde.

Der Kanzler sprach dann von einigen andern Dingen, und äußerte auch, daß man ihn oft falsch beurtheile, ihm bitter Unrecht thue. „Dagegen schreibt man auch Manches meiner Schlauheit zu", fuhr er fort, „an dem ich gar kein Verdienst habe.

So hat man auch in der Wahl des Prinzen Karl von Hohenzollern zum Fürsten von Rumänien, einen von mir tief durchdachten Plan erkennen wollen, was durchaus nicht der Fall ist. Der Prinz kam eines Abends zu mir, theilte mir mit, daß ihm der Thron von Rumänien angeboten worden sei, und frug mich um meinen Rath. Ich sagte ihm, daß das ja ein ganz hübsches Avancement für einen preußischen Lieutenant sei; er möge es immerhin versuchen, nur möge er nie vergessen, daß er ein Hohenzoller sei; sähe er, daß er mit den Rumänen nicht auskommen könne, so solle er lieber selbst gehen, als sich auszusetzen, daß er gegangen werde. Für seine Abreise ohne Urlaub, für die wolle ich bei Sr. Majestät gut stehen. Dies ist mein ganzer Antheil an der Sache."

Ehe ich den Grafen Bismarck verließ, bat ich ihn nochmals, mir eine Andeutung zu machen, wer nach seinem Wissen oder Meinung der Entsender jener Aufwiegler sei und wer ein Interesse daran haben könne, sie als „preußische" Agenten passiren zu lassen. Der Kanzler zögerte erst, gab aber dann meinem Andringen nach. Die Lösung

des Räthsels war eine Monstruosität! Das ist Alles, was ich darüber zu sagen vermag.

Ich schließe meine Lebenserinnerungen mit der Bemerkung, daß ich nicht glaube, durch deren Wiedergabe mich schwerer Indiscretion gegen diejenigen Persönlichkeiten schuldig gemacht zu haben, denen ich zeitweilig näher stand. In den hohen Regionen ist das Erzählte längst bekannt; seine Veröffentlichung stört Niemandes archimedische Kreise.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

University of
Connecticut
Libraries